Band 919 • DM 2,20

Neuer Roman

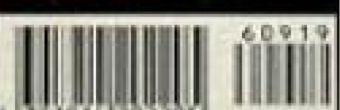
BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Rache



Band 919 • DM 2,20 Schweiz Fr 2,30 / Österreich S 18
Frankreich F 10,00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2,90 / Spanien P 275



Die Rache

John Sinclair Nr. 919

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 13.02.1996

Titelbild von Terry Oakes

Sinclair Crew

Die Rache

Der Atem des Todes strich über die Stadt, Pepe Marcas spürte es deutlich.

Der Job machte ihm plötzlich keinen Spaß mehr, das hatte er eigentlich nie getan, aber an diesem frühen Abend war es besonders schlimm. Das Grauen wehte wie immer von den alten Müllkippen heran, diesmal aber brachte es noch etwas mit. Leichengeruch?

Nein, das war es nicht.

Pepe ging einige Schritte auf eine Buschgruppe zu. Der Staub bedeckte sie wie grauer Puder. Dahinter sah er die beiden hohen Häuser. Sie schienen aus dem Dschungel hervorzuwachsen, der sie wie ein Meer umgab. Die Natur breitete sich immer weiter aus und machte den Menschen den Lebensraum streitig.

Wer in diesen Häusern lebte, der hatte entweder einen Ab- oder einen Aufstieg hinter sich. Einen Abstieg insofern, als daß er eine Wohnung in einem besseren Viertel Manilas nicht bezahlen konnte, einen Aufstieg, wenn es ihm gelungen war, aus der Obdachlosigkeit in einem der beiden Betonsilos eine Wohnung zu finden.. Pepe Marcas wohnte dort. Als Hausmeister war er auch für den Müll zuständig.

Der Müll war in dem Viertel das Problem Nummer eins, gefolgt von Mord und Totschlag.

Pepe hörte das Surren!

Plötzlich stellen sich seine wenigen Nackenhaare hoch. Sein Gesicht nahm einen gespannten Ausdruck an, denn dieses Geräusch gefiel ihm gar nicht. Es klang so, als wäre es von einem Insekt abgegeben worden, und Marcas hielt den Atem an, weil er darauf hoffe, daß es sich wiederholte.

Zunächst tat sich nichts.

Er wartete auf der Stelle, aber er bewegte seinen Kopf und schaute in verschiedene Richtungen. Er wollte unbedingt herausfinden, wo sich dieses Geräusch etabliert hatte, und er trat so nahe an das staubige Gestrüpp heran, um darüber hinwegschauen zu können.

Es war nichts zu sehen.

Nur der Dreck, der verfluchte Abfall, der wieder neu hinzugekommen war. Alte, zerfetzte Autoreifen, dazwischen das verrostete Gestell eines sattellosen Fahrrads, verbeulte Eimer, Tüten aus Kunststoff mit den so »segensreichen« Nahrungsmitteln, die die Chemie hervorbrachte, Dosen mit verschimmelten Essensresten, und noch mehr.

Da hatte mal wieder jemand den Dreck einfach vor die Tür geworfen. Diese wilde Kippe konnte erst einige Stunden alt sein. Außer ihm hatte sie bisher noch niemand entdeckt, sonst hätte schon jemand darin nach etwas Brauchbarem gewühlt.

In der Nacht würden sie kommen und abräumen wie immer. Pepe wußte das genau. Er ging an dem Gestrüppgürtel entlang, wollte ihn umrunden.

Er sah die beiden Häuser, bei denen zahlreiche Fenster in der aufkommenden Dämmerung bereits erleuchtet waren. Die Gebäude wirkten wie große Dominosteine inmitten der Landschaft.

Hinter dem Gestrüppgürtel war eine staubige, weil unbefestigte Fahrbahn. Wenn es regnete, verwandelte sich diese Gegend in ein Areal aus Schlamm, Matsch oder, bei besonders starkem Regen, in einen See.

Da war das Sirren wieder!

So laut diesmal, daß Marcas zusammenzuckte. Vor Schreck machte er sich klein, und er hatte zudem das Gefühl, als wäre etwas dicht über seinen Kopf hinweggeflogen.

Aber das hatte er sich nur eingebildet, das Sirren erklang von vorn.

Von der wilden Kippe.
Er ging trotzdem hin, auch wenn es ihn Überwindung kostete.
Seine Tritte setzte er langsam, die Füße schleiften über den Boden.
Er wirbelte Staub hoch, er roch ihn. Das Zeug biß sogar in seinen Augen. Manchmal sah es aus wie gelb gefärbter Lehm.
Vor der Kippe blieb er stehen.
Er senkte den Kopf.
Die alten, zerfetzten Reifen lagen kreuz und quer und waren zu einer gewissen Höhe aufgetürmt worden, so daß man sich dahinter verstecken konnte.
Wer oder was war dahinter?
Pepe beugte sich nach links. Jetzt war seine Sicht besser. Er konnte um die alten Reifen herumschauen – und sein Herz übersprang einen Schlag. Zumindest glaubte er das.
Da lag jemand, der Pepe aufmerksam beobachtete.
Pepe schaute ebenfalls hin.
Er sah zwei Augen!
Ein Raubtier? Nein. Den Gedanken verwarf er rasch wieder. Das mußte ein Mensch sein, aber konnte der sich so ausdrücken?
Es war Pepe ein Rätsel, aber seine Neugierde war geweckt. Ohne jedoch auf diese seltsame Gestalt zuzugehen, sprach er sie an.
»He, komm raus da!«
Der Angesprochene rührte sich nicht.
»Verdammt noch mal, komm endlich! Wer bist du? Warum hältst du dich dort versteckt?«
Pepe erhielt keine Antwort. Wieder klang ein scharfes Surren auf.
Diesmal noch höher und schriller, so daß sich seine Gänsehaut verstärkte und sich sogar sein Magen zusammenzog. Er suchte nach einem Vergleich, fand ihn nicht, statt dessen trat der Schweiß noch stärker aus seinen Ohren, und er wischte ihn mit dem Ärmel seines grauen Kittels ab.
War das vielleicht eine Katze gewesen? Eines der zahlreichen Biester, die durch die Gegend streunten und mit etwas Pech in irgendeiner Bratpfanne landeten? Der Hunger ließ die Menschen gewisse Regeln vergessen.
»Komm endlich!«
Es kam weder eine Katze noch ein Mensch, deshalb ging Pepe auf die Autoreifen zu. Er kümmerte sich auch nicht um den ekligen Gestank.
Das andere Wesen machte es ihm leicht.
Urplötzlich schoß es aus seiner Deckung hervor und stellte sich auf die Beine.
Beide starrten sich an.
Pepe Marcas glaubte, in einen fürchterlichen Alptraum gerissen worden zu sein…

***

Das war ein Tier!

Nein, das war ein Mensch!

Stimmte auch nicht. Es war beides! Es war einfach grauenhaft, was sich dort zusammenmengte. Etwas Furchtbares, Unaussprechliches, und Pepe stand einfach nur da. Er wollte sich bekreuzigen, selbst das schaffte er nicht. Er mußte immer wieder dieses Etwas anstarren, diese merkwürdige Mischung aus Mensch und Tier, wobei das auch nicht stimmte. Es war eine Frau. Ja, das konnte er erkennen.

Eine ältere Frau schon. Sie trug ein schmutziges Kleid, auf dem mal bunte Blumen zu sehen gewesen waren, die jetzt allerdings unter dem Schmutz verschwunden waren. Auf dem Kopf der Frau stand das Haar wie ein Büschel Stroh.

Mensch oder Tier?

Pepe schoß wieder diese Frage durch den Kopf. Menschliches Aussehen, ja, wenn da nicht die ungewöhnliche Haut gewesen wäre.

Sie bespannte das Gesicht anders, als es bei einem normalen Menschen der Fall war. Von der Stirn her war sie zusammengezogen worden, und das von verschiedenen Seiten, um allerdings in eine bestimme Richtung zu drängen. Genau in die Mundgegend. Dort wirkte sie dann wie zusammengenäht und löste sich in zahlreiche Falten auf, was diesem Gesicht eben etwas Katzenhaftes verlieh. Der Mund stand halb offen. Die Zähne schauten hervor wie alte Stifte, und nahe der Lippen wuchsen an den Enden Fäden hervor, als hätte jemand versucht, die Haut dort wieder anzunähen, wobei er vergessen hatte, die Fäden abzuschneiden. Oder waren es Barthaare, wie sie bei einer Katze vorkamen?

Er wußte nichts mehr. So einen Menschen hatte er noch nie gesehen, aber Pepe schaute fasziniert zu, wie dieses Menschenwesen jetzt seinen Mund öffnete.

Der Laut schrillte direkt ins Ohr. Es war der gleiche, wie er ihn schon dreimal gehört hatte.

So schrill, so hoch, als hätte jemand ein Sägeblatt geschliffen.

Marcas duckte sich. Er rechnete mit einem Angriff, aber der letzte Laut war so etwas wie ein Abschiedssignal, denn das Wesen drehte sich auf der Stelle um und lief weg. Nicht schnell, eher in einem springenden Trab – und genau hinein in einen Blitz!

Der Blitz gehörte nicht zu einem plötzlich auftretenden Gewitter, es folgte auch kein Donnerschlag, es war der Gruß aus einem technischen Gerät, aus einer Kamera, und das Licht war kaum verschwunden, als das Wesen schrill aufschrie und wegrannte. So schnell, daß es kein Mensch verfolgen konnte.

Pepe Marcas auch nicht. Er stand da und wußte nicht, was er denken sollte. War der Blitz echt gewesen, oder hatte er ihn sich nur

eingebildet? Es ging so ziemlich alles durcheinander, und er dachte bereits darüber nach, ob das Wesen selbst echt gewesen war oder ob es sich um eine böse Traumgestalt handelte. Es gab keine Antwort. Er war einfach überfragt und fühlte sich hilflos.

Als er den Mann sah, erschrak er. Er war plötzlich erschienen, und dieser Mann hielt einen Fotoapparat in der rechten Hand.

Also hatte sich Marcas den Blitz nicht eingebildet. Es hatte ihn gegeben, und dieser Fremde hatte ein Foto geschossen.

»Sie brauchen keine Angst zu haben«, sprach ihn der Fremde an.

»Ich werde Ihnen nichts tun.«

Marcas war sprachlos. Er hätte auch nicht gewußt, was er diesem Fremden sagen sollte, der recht groß war und dessen Gesicht, einen jungenhaften Ausdruck hatte, obwohl er das jugendliche Alter schon weit hinter sich gelassen hatte. Er trug Jeans, ein T-Shirt und eine Leinenjacke.

Pepe Marcas fing sich nur langsam. Er mußte zweimal Luft holen, bevor ihm die Worte gelangen. Er drückte sie in einer einfachen Frage aus. »Wer sind Sie?«

»Ich komme nicht von hier, das vorweg.«

»Das dachte ich mir schon.«

»Wir sollten trotzdem miteinander reden, Mr. Marcas…«

»Sie sagen Mister? Sind Sie Amerikaner?«

»Nein, Engländer.«

»Aber Sie sprechen spanisch.«

»Si, als Reporter muß man das schon.«

Marcas zuckte zurück. »Reporter?«

»Genau.« Der Fremde lächelte, bevor er sich vorstellte. »Ich heiße übrigens Bill Conolly und hätte Sie gern zu einem Drink eingeladen, Sefior Marcas…«

***

Mit dem Leihwagen des Fremden waren sie ein Stück gefahren und in einer Gegend gelandet, in der es einige Bars und Kneipen gab, die man in Ruhe besuchen konnte. Jetzt saßen sie in einem kleinen Lokal, das einer spanischen Bodega glich, in dem es spanische Gerichte gab und wo spanischer Wein getrunken wurde. Der kräftige rote Rioja schimmerte in den Gläsern und schmeckte ihnen beiden.

Sie schauten sich an, hatten sich lange genug beschnüffelt, und auch Pepe Marcas hatte sein Mißtrauen dem Fremden gegenüber zurückgestellt, wenn auch nicht ganz überwunden.

Bill streckte die Beine aus. In der kleinen Nische hockten sie ziemlich ungestört. In der anderen Hälfte des Lokals wurde gefeiert. Musik und Gesang drangen an ihre Ohren. Sie hörten den Klang der Gitarren, das Lachen und das Glück der Menschen.

Pepe konnte nicht lächeln. Der Schreck über die unheimliche Entdeckung steckte ihm noch in den Knochen. Er war ein relativ kleiner Mann mit dunkler Haut, schwarzem Kraushaar und leicht schräg stehenden Augen; auf seiner Oberlippe wuchs ein schmaler Bart. In diesem Jahr war Pepe vierzig geworden. »Ich kann es immer noch nicht begreifen«, sagte er nach zwei Schlucken Rioja.

»Was können Sie nicht begreifen?«

»Daß wir hier sitzen und dabei über Dinge reden, die es eigentlich nicht geben kann.«

»Es gibt sie aber. Ich habe ein Bild davon.«

»Und Sie sind extra wegen dieser Wesen hergekommen?«

»So ist es.«

»Aber woher wußten Sie davon? Wie ist es möglich, daß Sie mehr gewußt haben als ich? Ich wohne doch hier.«

Bill konnte das Lachen nicht unterdrücken. »Das ist ganz einfach. Man hat es mir gesagt.«

»Wer?«

»Ein Bekannter.«

»In London?«

»Nicht direkt. Er ist zwar ein Landsmann von mir, aber er stammt nicht aus London. Wir beide haben denselben Beruf. Er war vor kurzem hier in Manila und hat diese Wesen entdeckt.«

»Zufällig?«

Bill hob die Schultern. »Das weiß ich nicht genau. Ich kann ihn auch nicht mehr fragen, denn er ist tot.«

»Oh! – Das ist…«

Bill sah das Erschrecken des Mannes und wehrte rasch ab. »Nicht, was Sie denken, Pepe. Er ist wirklich durch einen Unfall gestorben. Kurz zuvor aber hatte er mit mir über das Phänomen gesprochen und mich neugierig gemacht.«

»Deshalb sind Sie gekommen?«

»Eben.«

Pepe Marcas schaute in sein Weinglas. Er legte dabei die Stirn in Falten. »Wenn ich ehrlich sein soll, dann muß ich sagen, daß Sie, der Fremde, mehr wissen als ich. Ich habe dieses Wesen heute zum erstenmal gesehen. Es kann Zufall gewesen sein, denn an Fügung oder wie auch immer glaube ich nicht. Aber ich komme damit nicht zurecht. Ich habe doch eine Frau gesehen. Oder etwa nicht?«

»Das haben Sie, Pepe.«

Der Einheimische beugte sich vor. »War es wirklich eine Frau? War es ein Mensch, Bill? Sieht so ein Mensch aus? Ich kann es mir nicht vorstellen.«

Bill verzog die Lippen zu einem Lächeln. »Ich auch nicht, ehrlich gesagt.«

»Das nehmen Sie so einfach hin?«
»Nein, auf keinen Fall. Ich werde schon versuchen, etwas dagegen zu unternehmen.«
»Was denn?«
»Keine Ahnung, wirklich nicht. Es wird sich alles ergeben, aber ich mache weiter.«
»Sie entwickeln den Film.«
»Natürlich.«
»Selbst?«
»Auch das. Kein anderer soll dieses Wesen sehen. Sie sind zumindest einmalig, und ich frage mich, woher sie kommen. Sind es Menschen, sind es Tiere? Sind es Mitteldinger zwischen beiden, oder sind es dämonische Wesen, woran ich auch denke.«
Nach dieser Frage schlug Pepe hastig ein Kreuzzeichen. Er war ein gläubiger Mensch, auch wenn sich bei ihm Glaube und Aberglaube miteinander vermischten. Wenn jemand von diesen Wesen sprach, dann stieg es schon kalt in ihm hoch.
»Dämonen?«
»Die gibt es.«
»Wissen Sie das?«
Bill nickte. »Es gibt viele Arten von Dämonen, und es gibt auch lebende Leichen, die man Zombies nennt. Sie sehen also, Pepe, daß ich kein heuriger Hase bin. Ich möchte diesem Rätsel auf die Spur kommen. Ich will wissen, ob es noch mehr von der Sorte gibt. Und ich will herausfinden, wo sie herkommen und was sie vorhaben.«
Pepe hatte große Augen bekommen. »Das, das meinen Sie doch nicht im Ernst?«
Bill lächelte ihn an. »Wenn ich es Ihnen sage.«
»Aber man legt sich nicht mit diesen Kräften an. So etwas ist einfach furchtbar.«
»Ich schon.«
Pepe nickte und starrte danach wieder in sein Glas. »Ja, Sie, Bill, ja, aber was soll ich machen? Ich habe Angst. Ich glaube fest daran, daß diese Frau nicht die einzige war. Wenn ich mir vorstelle, wie sie ausgesehen hat, finde ich das furchtbar. Die hatte kein normales Gesicht mehr. Es sah so aus wie zugenäht.« Er schaute Bill an, um Verständnis oder Bestätigung zu bekommen. »Oder? Da war doch die Haut völlig verzerrt. Sie zog sich zum Mund hin zusammen, wo sie viele Falten bildete. Die Frau hatte deshalb katzenhafte Züge.«
»Wenn Sie es sagen, Pepe.«
»Aber Sie haben es doch auch gesehen.«
Das gab Bill zu, er schwächte aber zugleich ab. »Stimmt, nur nicht so intensiv wie Sie, Pepe.« Er hatte einen trockenen Mund bekommen und trank einen Schluck Wein. »Es ist so, Pepe. Ich war scharf darauf,

daß mir eines dieser Wesen vor die Augen lief und auch vor die Kamera. Deshalb habe ich mich auf die Lauer gelegt. Ich sah das Wesen, ich fotografierte es, es schaute auch in den Blitz hinein, aber dann war es verschwunden. Ich habe mich zu sehr auf meine eigentliche Arbeit konzentriert, als daß ich es mir hätte noch näher anschauen können. So muß man das leider sehen, aber Ihre Angaben werden sich bestimmt bestätigen, wenn ich die Fotos erst mal entwickelt habe.«

Pepe Marcas war beruhigt. »Es tut gut«, sagte er, »daß Sie mich nicht für einen Spinner halten.«

»Auf keinen Fall.«

»Schön, wie geht es weiter?«

»Wenn die Fotos entwickelt sind, bleibe ich am Ball. Und ich habe mir schon gedacht, daß ich einen Spezialisten aus London kommen lasse, der sich mit derartigen Dingen auskennt. Es handelt sich um einen Freund. Er wird sich bestimmt in die nächste Maschine setzen.«

»Wie meinen Sie das denn, Bill?«

»Nun ja, er ist ein Mann, der Geister und Dämonen jagt. So will ich es mal abkürzen.«

»Und der wird kommen?«

»Das hoffe ich doch.«

Pepe war nicht überzeugt, und er dachte auch an sich. »Wissen Sie, Bill, es ist doch so. Wir haben dieses Wesen gesehen, und es hat uns gesehen.« Pepe war nervös und spielte mit seinen Fingern. »Ich glaube kaum, daß es so etwas zulassen kann. Es will doch nicht gesehen werden – oder?«

»Das weiß ich nicht.«

»Weshalb hätte es sich sonst versteckt halten sollen?«

»Da haben Sie auch recht. Nur können wir ebenfalls davon ausgehen, daß dieses oder diese Wesen bestimmte Pläne verfolgen. Daß es auch bei ihnen Motive gibt und sie nicht so einfach durch die Gegend laufen, wie man hätte meinen können. Damit müssen wir zurechtkommen, und wir müssen vor allen Dingen herausfinden, woher sie stammen. Ich kann mir keinen Reim darauf machen, denn ich bin fremd hier. Sie sind hier aufgewachsen, Sie stammen von hier und damit komme ich wieder auf das Motiv zu sprechen, Pepe. Es muß eines geben.«

Marcas schaute plötzlich dumm aus der Wäsche. Da hatte Bill ihn auf dem falschen Bein erwischt. »Motiv…?«

»Ja.«

»Keine Ahnung. Da bin ich überfragt.«

Bill Conolly runzelte die Stirn. »Wir werden es herausfinden, daran glaube ich fest, und ich bin mir sicher, daß es sich auf ein bestimmtes Gebiet begrenzt.«

»Das müssen Sie mir näher erklären.«

»Ganz einfach. Ich denke an die beiden Hochhäuser, aber ich denke auch an die wilden Müllkippen und ebenfalls an die offiziellen, über die ja in aller Welt berichtet wurde. Müll in Manila. Das ist jeder TV-Station einen Bericht wert. Aber nicht nur der Müll, auch die Menschen, die am Rande der Kippen leben und durch sie existieren, wobei sie in den Bergen nach etwas Verwertbarem suchen. Es gibt dort regelrechte Banden, die ihre Gebiete abgeteilt haben. Diese widerliche, gefährlich dampfende Hölle könnte eine Brutstätte für viele Dinge sein.«

Pepe schluckte, ohne getrunken zu haben. Diese Worte hatten ihn verwirrt. »Meinen Sie etwa, daß sich diese Wesen aus dem Müll entwickelt haben?«

»Nicht direkt«, wehrte Bill ab. »Sie haben ja menschliche Körper. Aber rechnen müssen wir damit, daß der Müll so etwas wie einen Anstoß gegeben hat.«

»Verstehe ich nicht.«

»Ich sage mal Rache.«

»Hm. Wer will sich rächen? Oder wer will sich an wem rächen?«

»Die Umwelt an den Menschen!«

Pepe stöhnte auf. »Ist das nicht zu weit hergeholt?«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen, aber man muß mit allem rechnen. Es können Müll-Monster sein. Es ist zudem durchaus möglich, daß sich diese Wesen schon Opfer geholt haben. Daß sie tatsächlich Menschen umbrachten, denn so etwas könnte ja auch in einer Stadt wie dieser untergehen, wo leider viel gestorben wird und Menschen nicht immer nur durch den normalen Tod umkommen. Eine Rache der Natur, eine böse grausame Rache. Und wenn Sie ehrlich sind, Pepe, dann leben Sie nicht weit von den Müllkippen. Sie haben mir berichtet, daß Sie Hausmeister sind, der auch draußen für Ordnung sorgen soll. Sie leben in diesem verdammten Silo, und sie müssen damit zurechtkommen. Sie kennen die Menschen dort, haben tagtäglich mit Ihnen Kontakt, und deshalb frage ich Sie, ob Ihnen etwas aufgefallen ist.«

»Nein, das Wesen habe ich heute zum erstenmal gesehen.«

»Gut.« Bill leerte sein Glas. »Sie ja, aber was ist mit den anderen Bewohnern?«

»Mit ihnen habe ich darüber noch nicht gesprochen.«

»Dann frage ich mal anders.« Bill schaute hoch, weil ihn etwas irritierte. Es war nur der Ventilator unter der Decke, der sich zu drehen begann. Er quirlte die stickige Luft durcheinander und sorgte für etwas Kühlung. Bill nahm den Faden wieder auf. »Hat es in den beiden Hochhäusern irgendwelche Vorfälle gegeben, die Ihnen rätselhaft erschienen sind?«

»Weiß ich nicht. Können Sie sich nicht genauer ausdrücken?«

»Okay. Taten, Untaten, Morde, rätselhafte Unglücksfälle. Wer starb auf nicht eben normale Art und Weise?«

»Es gibt immer wieder Sterbefälle. Das ist leider hier an der Tagesordnung. Aber ungewöhnliche? Klar, die gab es auch. Menschen haben sich die Köpfe eingeschlagen. Sie müssen sich vorstellen, daß die Masse sehr beengt haust. Die Wohnungen sind Ställe, nicht mehr und nicht weniger. Da peitschen Gefühle hoch. Jeden Tag gibt es irgendwelche Zwischenfälle und Theater, aber nichts, was mit dem Auftreten dieses Wesens zu tun gehabt hätte.«

»Hm, das ist natürlich schlecht. Es hat sie gegeben, das weiß ich.«

»Sie denken an Ihren Bekannten.«

»Genau.«

»Vielleicht haben sie sich bisher nicht so recht getraut, aus ihren Verstecken zu kommen«, sagte Pepe.

»Das ist auch möglich. Wie dem auch sei, ich werde etwas unternehmen, das ist meine Pflicht.«

»Sie holen die Hilfe aus London.«

»Ja.«

»Wie geht es dann weiter?«

»Ich werde mit meinem Freund John Sinclair in der Nähe bleiben und habe gleichzeitig an Sie eine Bitte, Pepe. Können wir mal die eine oder andere Stunde in Ihrer Wohnung verbringen?«

Marcas mußte lachen. »Möglich wäre das, auch wenn sie klein ist. Aber Sie dürfen bei Gott keinen Komfort erwarten. Das ist bei derartigen Häusern nicht drin.«

»Ich weiß.«

»Gut, dann wäre alles klar.«

»Noch eine Bitte hätte ich«, sagte Bill. »Sprechen Sie bitte mit keinem Menschen darüber. Auch nicht mit Ihrer Frau, falls Sie verheiratet sind.«

»Seit fünfzehn Jahren.«

»Versprochen?«

»Sicher, es ist auch besser so. Meine Frau würde nichts, aber auch gar nichts begreifen. – Sie kommen zu mir?«

»Das stimmt.« Bill holte einen Zettel aus der Tasche und schrieb dem Mann auf, in welchem Hotel er zu erreichen war. »Was immer auch passiert, Pepe, rufen Sie mich an, auch wenn es Ihnen noch so lächerlich vorkommt. Notieren Sie sich alle Vorfälle, die sich in den Hochhäusern abspielen, und scheuen Sie sich bitte nicht, mich anzusprechen.«

»Sicher, das werde ich machen.« Pepe steckte den Zettel ein.

»Dann fahre ich Sie jetzt nach Hause.«

»Das wäre gut.«

Bill winkte dem Besitzer, der in der Nähe entlangging und dabei

einige Tabletts schleppte, zu. Der schwitzende Mann bat um Geduld, doch er war ziemlich schnell wieder da. Was zu zahlen war, rechnete er im Kopf aus. Bill legte die Summe hin und ein Trinkgeld dazu. Dann verließen beide das Lokal.

Für Pepe Marcas zumindest war die Welt nicht mehr dieselbe wie noch vor drei Stunden…

***

Auf Pepes Bitte hin hatte Bill den Mann nicht bis direkt an eines der beiden Hochhäuser gebracht. Die letzten zweihundert Meter hatte der Hausmeister zu Fuß gehen wollen, denn beide sollten nicht unbedingt zusammen gesehen werden.

Marcas schaute den Heckleuchten nach, die allmählich verglühten.

Dunkel und schwammig war die Luft tatsächlich. Sie drückte, sie war schwül, sie stand, und der Geruch der verdammten Müllkippen lag wie eine Decke über der gesamten Gegend. Hier traute sich kein Politiker hin, und selbst der Papst hatte bei seinem Besuch diese Gegend ausgeklammert.

Pepe kamen die vergangenen Stunden vor wie ein Traum. Aber er hatte etwas gelernt. Sein Mißtrauen dem Fremden gegenüber war abgebaut worden. Normalerweise hätte er diesem Conolly nicht getraut, doch jetzt war er froh, so etwas wie einen neuen Freund gefunden zu haben.

Das Bild des Wesens stand noch immer vor seinen Augen, auch wenn er woanders hinschaute, so wie jetzt, denn die Dunkelheit wurde von drei Feuern genau dort zerstört, wo auch die hohen Häuser standen. Das war nichts Ungewöhnliches. Oft verließen die Bewohner in der Nacht die stickigen Kammern, denn in ihnen war es oft noch schlimmer als draußen, da hatte sich dann die Hitze des Tages gestaut.

Wo er stand, war es dunkel. Dort führte auch keine normale Straße entlang. Der Boden bestand aus trockener Erde, die von zahlreichen Füßen festgestampft worden war. Als einzige Erneuerung gab es in den Häusern eine Kanalisation, die allerdings nicht von allen Menschen benutzt wurde. Die Fäkalien der Nichtbenutzer setzten der Umwelt stark zu und beeinträchtigten die Lebensqualität erheblich.

Pepe ging weiter. Er war vorsichtig. Von den Häusern her wehte ihm der Klang der Stimmen entgegen, und als er näher kam, nahm er auch schon den Geruch der Feuer wahr.

Das Wesen sah er nicht.

Trotzdem hatte er das Gefühl, daß es sich in seiner Nähe aufhalten würde. Die Dunkelheit gab ihm den nötigen Schutz. Es konnte überall lauern, und Pepe dachte wieder an die kalten Raubtieraugen, die ihm das Herz in die Hose hatten fahren lassen.

Wonach die Luft stank, wußte er nicht zu sagen. Irgendwann

gewöhnte man sich auch daran. Da nahm man die einzelnen Unterschiede schon gar nicht mehr wahr. Die Luft war schlimm, basta, und das Aus für die wilden Kippen war nicht in Sicht.

In der stehenden Luft waren Geräusche sehr weit und dann noch deutlich zu hören. Die Menschen hatten sich um die Feuer versammelt. Sie tranken, sie redeten, sie beschwerten sich gegenseitig, und Pepe hätte am liebsten einen Bogen geschlagen, denn wenn sie aufgeputscht waren, war er der Mülleimer für ihre Beschwerden. Dann machten sie ihn an und machten ihn auch dafür verantwortlich, daß sie in diesem verfluchten Elend hausen mußten, wobei er wirklich nichts dafür konnte. Er gehörte ja sogar zu ihnen.

Heute wollte er keinen Bogen schlagen und sich noch für eine Weile zu den Bewohnern gesellen. Es war durchaus möglich, daß dem einen oder anderen etwas aufgefallen war. Wenn ja, dann war die Entdeckung der Wesen sicherlich ein Gesprächsthema, und er konnte sich auch vorstellen, daß sich die anderen bei ihm darüber beschwerten.

Er wurde gesehen. Zwei Männer, die mit ihren Flaschen anstießen und sich dabei drehten, entdeckten ihn sofort. Sie waren schon angetrunken, und Pepe kannte sie. Angeblich gehörten sie zu einer Bande, die junge Mädchen an geile Touristen verschacherten und überhaupt keine Moral kannten. Sie gehörten auch zu den Leuten, die immer Geld besaßen und die Mädchen zuvor in ihren Wohnungen für Tage gefangenhielten, um sie gefügig zu machen.

»Da ist ja unser General!« rief einer.

Der zweite lachte. »Ja, der Aufpasser. He, komm her, Pepe, und trink mit uns.«

Normalerweise hätte Pepe sie ignoriert, in dieser Nacht jedoch nicht. Da überwand er sich selbst uns schlenderte auf die Typen zu, die mit Schmuck behangen waren und sogar ihre Waffen offen trugen. Sie fühlten sich als die Kings.

»He, trink einen Schluck!« Man reichte ihm eine Flasche mit billigem Reisschnaps.

»Gut gemeint, aber ich habe schon.«

»Oh, was Besseres, wie?«

»Kaum.«

Beide lachten und tranken wieder. Sie standen so dicht bei Marcas, daß dieser ihre Fuselfahnen riechen konnte. Der Geruch vermischte sich mit dem Parfüm, das sie auf ihre Haut gesprayt hatten. Beide trugen nur Hosen, Turnschuhe und ärmellose Westen über den nackten Oberkörpern. Im Schein der Feuer sahen die Tätowierungen noch fürchterlicher aus, als sie es sowieso schon waren.

»Ich hätte mal eine Frage an euch.«

»Klar, General, du kannst alles fragen. Willst du was Junges, Scharfes

haben? Wir können damit dienen und…«

»Nein, das nicht.«

»Wäre auch zu teuer für den General«, sagte der zweite.

»Klar doch.«

»Aufgefallen ist euch nichts, wie?«

Mit dieser Frage hatte er die beiden überrascht. Für einen Moment waren sie sprachlos und mußten zunächst nachdenken, was der andere wohl gemeint haben könnte.

»Aufgefallen?«

»Ja.«

»Was denn?«

»Typen, die hier nicht hergehören. Fremde. Frauen und Männer, die sich hier umgeschaut haben.«

Die Männer starrten sich an und schüttelten die Köpfe. »Nein, uns ist nichts aufgefallen. Aber wieso denn? Wollten hier irgendwelche Typen rumschnüffeln?«

»Nicht direkt.«

»Was ist denn los?« Pepe wurde gepackt. Der Kerl zog ihn hautnah zu sich heran. »Verdammt noch mal, mach dein Maul auf! Warum stellst du so komische Fragen?«

Marcas hatte gewußt, wie der Hase laufen würde. Die Antwort gab es schnell. »Ich habe gehört, daß in den nächsten Tagen eine Abordnung der Stadt hier erscheinen soll, um einen Kontrollgang zu machen. Deshalb frage ich.«

Er wurde wieder losgelassen. »Ach so. Nein, diese Typen haben wir nicht entdeckt.«

»Dann kommen sie noch.«

Man stellte ihm eine lauernde Frage. »Schnüffeln die auch in den Wohnungen herum?«

»Bestimmt.«

Die beiden schauten sich an, nickten, dann lachten sie wie auf Kommando und schlugen Pepe auf die Schultern. »Super, danke, Pepe, daß du uns gewarnt hast. Finden wir stark. Das ist wirklich toll. Gratuliere, wir werden uns erkenntlich zeigen.«

Pepe quälte sich ein Lächeln ab. »Dann wünsche ich euch noch was, Amigos.«

»Dir auch. Und unser Angebot gilt, was einen knackigen Körper angeht…«

Pepe winkte nur ab. Er fand es widerlich, wie diese Hundesöhne über Menschen sprachen. Da redeten manche mit ihren Tieren besser und freundlicher, aber ändern konnte er daran nichts. Solange die Touristen aus Europa, Japan und auch den Staaten sowie Australien eintrafen, würde auch die Prostitution bleiben. Und Schlepper wie die beiden gab es in der Millionenstadt genug.

Ein paarmal sprach man Pepe noch an. Eine Frau beschwerte sich über den Lärm in ihrer Nachbarwohnung. Ein anderer machte Pepe dafür verantwortlich, daß ihm ein Radio gestohlen worden war, und wieder andere meckerten darüber, daß bei ihnen ein Abfluß verstopft war.

Marcas war froh, endlich das Haus betreten zu können. Er hatte nicht den normalen Eingang genommen, sondern war von der Rückseite gekommen. Dort hatte sich die Natur bereits wieder ausgebreitet. Dichte Pflanzen schoben sich vor. Unterholz krallte sich am Boden fest und griff bereits nach dem Beton. In der Dunkelheit sah alles grau aus, aber Pepe wußte, daß zwischen dem Grün wilder Müll lag, der Schwärme von Insekten anzog. Das Summen und Schwirren hörte er auch jetzt.

Fliegen, Mücken, anderes Zeug, es gehörte bei ihnen zum täglichen Leben. Daran gewöhnen würde er sich nie können.

Im Haus war es nicht ruhig. Es war eigentlich nie still, aber ruhiger als draußen.

Seine Wohnung befand sich in der unteren Etage. Einen Keller gab es nicht. Der Unterbau war nicht ausgehöhlt worden, und so stand der Müll auch in den Wohnungen.

Der Gang war eng und kahl. Es stank. In den Ecken und an den Wänden stapelte sich der Müll: Lumpen, Kartons, Papier…

Pepe mußte zugeben, daß er sich überfordert fühlte. Für zwei Bauten verantwortlich zu sein, überstieg seine Kraft. Er hatte dagegen protestiert, doch es hatte nichts- geholfen. Die Stadt war arm, man sollte keinen zweiten Betreuer einsetzen, und Pepe hatte es schließlich aufgegeben, sich zu beschweren.

Seine Wohnung lag dort, wo der Fahrstuhlschacht in die Höhe lief.

Der Lift hatte mal funktioniert. Seit mehr als zwei Wochen war er außer Betrieb, und die Verantwortlichen hatten noch keinen Fachmann geschickt, um ihn zu reparieren, trotz mehrmaliger telefonischer Beschwerde durch Pepe Marcas.

Ein Telefon besaß er. Das hatten ihm die Stadtväter zur Verfügung gestellt, und er hütete den Apparat wie einen Schatz.

Seine Frau Vicenca hatte er draußen am Feuer nicht gesehen. Sie ließ sich dort auch nur noch selten blicken, weil sie immer wieder angemacht oder für vieles verantwortlich gemacht wurde. Sicherlich lag sie im Bett, schaute in die Glotze und ergötzte sich an der heilen Welt, die via TV in die ärmsten Viertel gebracht wurde, natürlich garniert mit Werbung für Produkte, die hier niemand brauchte und auch nicht bezahlen konnte. Wichtig war nur, daß Wünsche geweckt wurden und die Produkte nicht in Vergessenheit gerieten.

Auf eigene Kosten hatte sich Pepe ein anderes Schloß einbauen lassen. Die Tür war zudem von innen mit quer angebrachten Balken

verstärkt worden, denn er wollte keinen ungebetenen Besuch.

Bevor er den Schlüssel aus der Tasche nahm, schaute er sich um.

Er war allein in diesem Bereich. Nur vom Eingang her hörte er Stimmen. Da stritten zwei Frauen mit ihren Kindern.

Pepe betrat seine Wohnung. Er schob die Tür auf, und der Dunst quoll ihm wie eine Wolke entgegen. Es roch nach Essen und dem billigen Parfüm seiner Frau.

Lampen brannten nicht. Nur das Licht vom Fernseher flackerte durch das Zimmer.

Pepe schloß die Tür. Das Fenster war geschlossen. Seine Frau hockte nicht auf ihrem Lieblingsplatz, dem durchgesessenen Sessel, dessen Stoff sich langsam auflöste.

Trotzdem lief die Glotze. Der Ton war jedoch abgestellt worden, und das wunderte Pepe.

Nahe der Tür blieb er stehen. Er kam sich in der eigenen Wohnung fremd vor, und das wunderte ihn. Okay, sie würde nie sein eigentliches Zuhause werden, aber diese ungewöhnliche Fremdheit überraschte ihn schon.

Es war ihm nicht geheuer.

»Vincenca…?« Er rief den Namen seiner Frau mit halblauter Stimme. Wenn sie in der Wohnung war, so hätte sie ihn jetzt hören müssen. Auch im Nachbarzimmer, das hinter einem Vorhang begann.

Dahinter schloß sich die winzige Toilette an. Das Waschbecken befand sich im Schlafraum hinter dem Vorhang, den Pepe im Dunkel nur mehr ahnen konnte.

Vincenca hatte ihm keine Antwort gegeben, und seine Unruhe steigerte sich noch. Gerade an einem Tag wie heute gefiel es ihm nicht, allein zu sein. Er hatte mit seiner Frau über gewisse Dinge reden wollen, und sie hatte ihm auch nicht gesagt, daß sie noch wegwollte.

Er machte Licht.

Die Deckenleuchte warf nur einen trüben Schein in den Raum, der allerdings einige Käfer erschreckte, die schnell in irgendwelchen Spalten oder Ritzen verschwanden. Andere Bewegungen sah Pepe nicht.

Schrank, Tisch, Stühle, die kleine Anrichte mit dem Hausaltar, auf dem besonders die Madonna auffiel, alles sah so aus wie immer.

Nichts hatte sich verändert. Trotzdem spürte Pepe, daß etwas anders geworden war in dieser verdammten Behausung, und er merkte, wie sich die zweite Haut auf seinem Rücken verdichtete und allmählich kälter wurde. Für ihn war es keine angenehme Kühle, es war eine Reaktion auf seine eigene Angst. An der Stirn sammelte sich der Schweiß zu Tropfen, die ihm bald über das Gesicht rollten.

Vicenca war also nicht da.

Hatte sie die Wohnung freiwillig verlassen?

Eine Antwort konnte nur sie selbst geben, dazu mußte er sie aber erst finden.

Sein Blick richtete sich auf den Vorhang. Er war nicht mehr als ein alter Lappen und sah ebenso grau aus wie die Decke. Sonst stand der Vorhang spaltbreit offen, an diesem Abend jedoch war er geschlossen. Vicenca war also im Bett. Warum aber hatte sie die Glotze nicht ausgeschaltet?

Zu viele Ungereimtheiten beschäftigten den Mann und machten ihn beileibe nicht glücklicher. Um Klarheit zu haben, mußte er den Vorhang öffnen und den Schlafraum betreten, auch wenn es ihm nicht eben leichtfiel.

Da hörte er das Sirren!

***

Pepe Marcas riß den Mund auf, aber er schrie nicht. Der Schrei war auf halbem Wege steckengeblieben, und ihn hatte tatsächlich das Entsetzen stumm gemacht.

Hoch und schrill erreichte es seine Ohren, als hätte jemand eine straff gespannte Stahlsaite zum Schwingen gebracht. Die Angst in ihm erfuhr eine Steigerung. Pepe mußte etwas tun, aber er wußte nicht, was er unternehmen sollte. Er dachte an seine Frau, aber er beschäftigte sich auch mit diesem schrecklichen Laut, der für ihn keine Drohung, sondern so etwas wie eine Bestätigung war.

Furcht durchfloß ihn immer stärker, und sein Vorhaben, den Vorhang zu öffnen, stellte er zurück. Statt dessen schlich er zitternd und auf Zehenspitzen dorthin, wo der Sessel mit der hohen Lehne stand, die ihm Schutz bieten konnte.

Wenig später war er heilfroh, daß er hinter ihm hatte Schutz finden können, aber er wußte auch, daß es nicht der perfekte Schutz war. Wenn das Wesen ihn töten wollte, dann würde es sein Vorhaben auch durchziehen.

Um seine Frau hatte er ebenfalls Angst. Der Beweis war zwar nicht erbracht worden, aber Pepe wußte trotzdem, daß sie sich noch in der Wohnung aufhielt.

Hinter dem Vorhang mußte sie stecken, wo sich auch das Wesen befand. Nach einigen Sekunden wurde Pepe mutiger. Aus seiner Deckung heraus linste er auf den Vorhang.

Noch bewegte er sich nicht, aber auch das Sirren hatte aufgehört.

Es klang jetzt leiser, beinahe wie eine zufriedene Melodie. Ihn schauderte, wenn er über diesen Vergleich nachdachte. Wann konnte denn eine derartige Bestie zufrieden sein?

Doch nur, wenn sie ein bestimmtes Ziel erreicht hatte. Bei diesem Gedanken brach ihm der Schweiß stärker aus, und die Tropfen rannen in kalten Eisbahnen über seinen Rücken.

Plötzlich bewegte sich der dünne Stoff. Und zwar dort, wo sich auch der Spalt befand, in der Mitte nämlich. Er sah eine bleiche Hand, die sich durch die Lücke geschoben hatte, wobei sich die Finger für einen Moment krümmten, zufaßten und den Stoff schließlich mit einem heftigen Ruck zur Seite rissen. Der Vorhang war offen, die Sicht frei, und Pepe Marcas sah das zweite Monster!

***

Diesmal war es keine Frau, sondern ein Mann, dessen dunkle Haare glatt nach hinten gekämmt waren. Er sah so aus wie die Schrumpfköpfe, die in manchen Museen zu besichtigen waren. Pepe zitterte, als der Mann seinen Kopf bewegte und auch die Lippen in die Breite zog, als wollte er seinen Mund öffnen, was er aber nicht schaffte, denn nach wie vor war der Mund zugenäht.

Das Sirren blieb.

Diesmal gar nicht schrill, mehr insektenähnlich. Die Hand ließ den Stoff los, und Pepe lauerte darauf, daß dieses Wesen auf ihn zukommen würde. Noch hatte es sich nicht gedreht. Pepe bekam mit, wie es in seinem Gesicht zuckte und sich dabei die Nase bewegte, die durch die Verspannung ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen war.

Wie auch bei der Frau mit den gelblichen Haaren war sie in die Höhe gezogen worden und erinnerte dabei an die Nase einer Katze.

Pepe konnte es nicht glauben, daß die Gestalt nicht ihn suchte, sondern den Weg zur Tür nahm. Sie schaute sich erst gar nicht um, öffnete die Tür und verließ die Wohnung. Bevor er allerdings völlig verschwand, drehte er sich noch einmal um.

Er richtete den Blick der kleinen, geschlitzten Augen auf den Sessel, und Pepe fühlte sich erst jetzt richtig entdeckte. Er rechnete auch mit einer Aktion, aber das Wesen verschwand.

Leise zog es die Tür hinter sich zu. Es war nicht mehr zu hören, und Pepe fragte sich, ob er sich geirrt hatte oder ob es wirklich bei ihm gewesen war.

Vom langen Hocken waren seine Gelenke steif, und er mußte sich abstützen, um in die Höhe zu kommen. Auf die Lehne legte er seine Hände, beugte den Kopf vor und atmete die stickige Luft ein, die ihm jetzt allerdings, wo das Wesen verschwunden war, wieder besser vorkam.

Allmählich begriff er, was er da erlebt hatte, und er drückte seine gespreizten Finger gegen die Stirn. Sein Mund stand offen, er hörte sich heftig atmen und dachte darüber nach, daß er wohl nicht allein in der Wohnung war.

Vicenca!

Der Name seiner Frau raste durch seinen Kopf. Er war jetzt ziemlich lange mit ihr verheiratet. Ihre große Liebe hatte sich etwas abgekühlt,

aber sie führten eine mehr oder weniger normale Ehe mit allen Höhen und Tiefen. Sie hatten sich sehr aneinander gewöhnt und wollten nicht auseinandergehen.

War Vicenca zu einem Opfer geworden?

Obwohl die Furcht ihn nahezu peinigte, mußte er es wissen, und plötzlich konnte er sich auch wieder bewegen, wobei er mit schweren und schleifenden Schritten auf den jetzt offenen Vorhang zulief, ihn ganz aufriß, damit das Licht auch in die Schlafkammer fallen konnte, denn dort gab es keine Deckenleuchte, nur die eine Lampe auf dem schmalen Beistelltisch zwischen ihren Betten.

Er sah Vicenca auf ihrem Bett liegen!

Tot! Wie tot!

Sie lag auf dem Rücken, die Arme berührten an den Seiten des Körpers das Bett, und ihre Augen standen weit offen, wie eben bei einer Leiche. Er kannte sich aus, denn er hatte in seinem Leben schon viele Tote gesehen.

Und jetzt Vicenca.

Oder?

Neben dem Bett fiel er auf die Knie, um sich aus der Nähe die endgültige Gewißheit zu verschaffen.

Er faßte sie an.

War sie kalt? Oder schon kalt?

Nein, ihre Gesichtshaut fühlte sich normal an. Sie war warm, und Pepe spürte, daß seine Frau lebte. Er sah auch kein Blut, es gab keine Wunde, keine aufgerissene Kehle, der unheimliche Besucher hatte Vicenca nicht getötet. Diese Tatsache sorgte bei Pepe für eine kaum zu beschreibende Erleichterung. Er sackte innerlich zusammen, er blieb auf dem Boden hocken und schloß dabei die Augen.

Überstanden!

Sie hatte es überstanden. Sie hatte das Wesen gesehen, aber es hatte ihr nichts getan. Wahrscheinlich war sie durch den Schock oder den Schreck so starr geworden. Wie dem auch sei, sie lag nicht tot vor ihm, und das ließ ihn innerlich jubeln.

Seine Hände lagen noch auf dem Bettrand, und er spürte plötzlich den Druck der anderen Hand auf seinen Fingern. Vicenca hatte sich bewegt und ihn angefaßt. Dann vernahm er ihren tiefen Atemzug und das dabei entstehende leise Röcheln, als wollte sie durch diese Anstrengung ihre Kehle freibekommen.

Pepe blieb knien. Er richtete nur seinen Oberkörper auf, um sie besser sehen zu können.

Vicenca hatte den Kopf gedreht, und beide schauten sich jetzt an.

Pepe irritierte noch der Blick seiner Frau, denn er war so wenig klar, und er sprach sie mit rauher Flüsterstimme an. »He, Muchacha, ich bin es. Ich - Pepe!«

Sie bewegte ihre Augen.
»Hörst du mich?«
»Du…«
Pepe fiel ein weiterer Stein vom Herzen, als er seinen Namen vernahm. Sie konnte sprechen, sie hatte ihn erkannt, sie war wieder soweit in Ordnung, und er gab einfach seinen Gefühlen nach und umarmte sie heftig.
Vicenca hatte sich wieder zurückfallen lassen, so daß ihr Mann jetzt auf ihr lag. Sie sprach dabei, aber er hörte nicht hin, und erst als er feststellte, daß sie nicht aufhörte zu reden, richtete er sich wieder auf. Pepe schaute in ihr Gesicht, in dem sich der Mund bewegte und die Lippen eigentlich nur immer ein Wort formten.
»Rache – Rache…«
Er ließ sie reden, bis es ihm zuviel wurde, denn er konnte dieses Wort in einem derartigen Zusammenhang nicht begreifen. »Wieso sagst du das immer?«
Sie verstummte. Erst zu diesem Zeitpunkt schien sie voll aus ihrem Trauma erwacht zu sein. Die breite Stirn ihres ebenfalls breitflächigen Gesichts legte sich in Falten. Dabei schloß sie die Augen. Sie hatte noch immer dieselben langen Wimpern, die sie schon als junges Mädchen gehabt hatte.
»Was bedeutet das? Warum wiederholst du immer dieses eine Wort?« fragte er endlich.
»Gib mir was zu trinken?«
»Ja, sofort.« Pepe verließ die Schlafkammer und torkelte wie vor den Kopf geschlagen in den anderen Raum. Er kam noch immer nicht zurecht, aber er war froh darüber, seine Frau mit Wasser bedienen zu können, auch wenn dies mehr als profan war, was ihm in dieser Situation aber nicht so vorkam.
Der Kühlschrank war alt, hatte Rost angesetzt, aber er funktionierte noch, und das allein zählte. Pepe fand dort mehrere Flaschen, unter anderem auch Dosen mit Mineralwasser.
Er öffnete die Lasche, trank selbst einen Schluck und lief wieder zurück in die Schlafkammer, wo Vicenca jetzt im Bett saß.
Er drückte ihr die feuchte Dose zwischen die Hände und schaute zu, wie seine Frau trank. Sie stöhnte dabei leise. Ein Zeichen, wie gut ihr das kalte Mineralwasser tat.
Die leere Dose ließ sie zu Boden fallen und schüttelte den Kopf.
Pepe umfaßte ihre Schultern. »Kannst du jetzt reden, Vicenca?« hauchte er.
»Ich versuche es.«
»Gut, dann…«
»Rache«, sagte wie wieder. »Er – er – hat von einer schrecklichen Rache gesprochen.«

»Ja, das glaube ich. Aber wie kam er dazu?«

»Weiß ich nicht. Die Menschen müssen etwas getan haben. Sie haben sich vergangen.«

»An wem oder an was?«

»Er will Rache.«

»Wegen der Umwelt?«

»Ich kann es nicht sagen«, flüsterte sie gequält. »Ich kann es wirklich nicht sagen. Aber er hat mich gewarnt. Mich und dich, uns beide nur, andere nicht.«

»Er kommt also wieder?«

»Ja.«

»Und weiter?«

»Er will töten. – Rache und Tod, beides liegt bei ihm dicht zusammen. Das ist es doch.«

Pepe senkte den Kopf. »Ja«, murmelte er, »das ist es. Das hatte ich mir schon gedacht. Bill ebenfalls. Sie wollen sich rächen, sie werden es den Menschen heimzahlen. Verdammt noch mal, aber wie? Und warum wollen die es tun?«

Vicenca konnte ihrem Mann keine Antwort geben. Sie lag wieder auf dem Rücken und starrte zur Decke. Pepe aber hatte das Gefühl, vom kalten Hauch des Todes gestreift zu werden…

***

Auch in einer Millionenstadt wie Manila bekam man zu jeder Tagesoder Nachtzeit das, was man haben wollte. Dienstleistungen jeder Art.

Dazu zählte auch das schnelle Entwickeln eines Filmes. Der Portier hatte Bill Conolly eine Adresse genannt, zu der er sich mit einem Taxi hatte hinbringen lassen. Es war eine ordentliche Gegend – und ein kleiner Laden. Der Besitzer hatte ihn mit allerlei Krimskrams so vollgestopft, daß er selbst kaum zu sehen war. Und als er sich von seinem Hocker erhob, sah Bill einen Chinesen vor sich, der ihn anlächelte.

»Sie wünschen?«

Bill schaute sich um. Es gab in diesem Kramladen keinen Platz für ihn, wo er sich hätte hinsetzen können. Selbst die Stühle waren mit Stoffen und alten Kissen bedeckt, und so blieb er stehen. Der Besitzer lächelte ihn wissend an, er gab auch kund, weshalb er so lächelte. Wieder sprach er mit seiner Fistelstimme. »Sie kommen für einen Film.« Er radebrechte in englischer Sprache. Für die meisten Filippinos war es eine Fremdsprache. Sie bevorzugten ihr Tagalog oder Philippino, die Sprache der Einheimischen.

»Das stimmt.«

»Da sind Sie bei mir richtig. Jeder kommt. Ich bin vertrauenswürdig.

Mädchen werden oft auf Bilder als Erinnerung mitgenommen. Alle sind nackt, aber es stört mich nicht…«

»Moment mal!« Bill schüttelte den Kopf. »Sie sind auf dem falschen Dampfer, Meister…«

»Was heißt das?«

»Sie irren sich. Es geht mir nicht um irgendwelche Mädchen. Ich will einen normalen Film so rasch wie möglich entwickeln. – Hast du das verstanden?«

»Ja.«

»Dann los.«

Der Chinese rieb Daumen und Zeigefinger gegeneinander. »Vorher aber zahlen.«

»Mache ich doch glatt.« Bill griff in die Hosentasche. »Wieviel Geld nimmst du?«

»Zwanzig Dollar.«

»Halsabschneider«, knurrte Bill, zahlte aber. »Wann ist die Arbeit fertig?«

»Sie können warten.«

»Mache ich auch. Und zwar bei dir in der Dunkelkammer.«

»Wer gezahlt hat, kann alles.«

Die Dunkelkammer war eine stickige Höhle, ohne Fenster. Sie befand sich im Hintergrund des Baus, und der Besitzer hatte die Eingangstür zuvor abgeschlossen. Bill konnte sich in eine Ecke drücken, wo er auf einem niedrigen Hocker seinen Platz fand. Der Meister stellte das Radio an und lauschte den Klängen seiner Heimat, während er arbeitete und Bill Conolly seinen Gedanken nachhing, die sich nur um ein Thema drehten.

Wer war das Wesen?

Er hoffte, etwas mehr herausfinden zu können, wenn die Bilder entwickelt waren. Drei Fotos hatte er geschossen, eines davon würde sicherlich passen.

Die Zeit wurde ihm lang. Die Luft kam ihm noch schlechter vor.

Der Mann entwickelte noch so wie vor dreißig Jahren. Er verließ sich auf seine Wannen und Schüttelgefäße, wobei die Fixierlösung einfach widerlich stank.

Aber Bill hielt durch, und er drückte sich hoch, als der Chinese die nassen Abzüge zum Trocknen aufhängen wollte. Der Film war zum Glück nicht vollgeknipst worden. Nur zwölf Bilder mußten an die Leine, und davon interessierten Bill nur drei. Die anderen zeigten zwar auch interessante Motive aus einigen Ecken der Stadt, sie waren aber nicht wichtig, denn die Müllkippen konnte er später noch einmal aufnehmen.

Die drei Bilder, auf die es ihm ankam, waren alle etwas geworden.

Die Farben kamen klar durch, und Bill konnte zufrieden sein. Er

nahm die Bilder an sich, schwenkte sie, was der Chinese zwar beobachtete, aber nicht kommentierte.

»Das war gut«, sagte Bill.

Der Mann verbeugte sich. »Was ist mit den anderen Bildern?«

»Die kannst du behalten. Ist eine Zugabe.«

»Vielen Dank.« Er öffnete Bill die Tür und schloß später auch die zu seinem Laden auf.

Der Reporter taumelte förmlich ins Freie. Er war froh darüber, wieder einigermaßen durchatmen zu können und wischte zunächst einmal sein Gesicht trocken, wobei er den Eindruck hatte, sein gesamter Körper hätte sich mit dem Geruch der Fixiersalzlösung vollgesaugt.

Im Licht einer Laterne schaute er sich die Fotos an.

Ja, sie waren gut, beinahe perfekt. Diese gelbhaarige Frau war deutlich zu erkennen, und er wollte sie bei diesem Aussehen auch nicht mehr als Mensch bezeichnen. Das war eine Mischung zwischen Mensch, Tier und auch Dämon.

Ein Fall für ihn und für John!

Bill Conolly hatte Glück, ein Taxi zu finden, das anhielt und ihn wieder zum Hotel brachte. Es gehörte zu einer amerikanischen Hotelkette, und nichts konnte den Unterschied zwischen Reichtum und Armut so deutlich dokumentieren, wie dieser Kasten.

Bill entschied sich dafür, auf sein Zimmer zu gehen, von wo aus er in Ruhe telefonieren konnte. Er fuhr in den neunten Stock zusammen mit zwei jungen Frauen, deren Kleider tief ausgeschnitten und an den Beinen hoch geschlitzt waren. Die beiden kicherten Bill an, der nur müde zurücklächelte und in seiner Etage ausstieg, in der es ruhig war und ein Teppichboden die Schrittgeräusche schluckte.

Im Zimmer brannte Licht. Das Bett war gemacht, und Bill schaltete auch die Deckenleuchte ein, als er sich setzte. Ein Telefon stand auf dem Schreibtisch, und Bill wollte den Hörer abnehmen, als es sich tutend meldete. Der Reporter wunderte sich darüber, wer ihn um diese Zeit noch anrufen wollte, war aber neugierig und hörte kurz nach dem Abheben die Stimme seines neuen Bekannten Pepe Marcas. Bereits der erste Satz elektrisierte ihn. »Es ist etwas passiert!«

»Was?«

»Ein neues Monster. – Es war bei meiner Frau!« Pepe konnte nur flüstern. So dauerte es eine Weile, bis Bill ihn beruhigt hatte, so daß der Mann normal berichten konnte und Bill alles darlegte, was ihm und seiner Frau widerfahren war. Natürlich vergaß er nicht, von der Rache zu sprechen, und Bill wies ihn darauf hin, daß dies ein Motiv sein könnte.

»Rache an wem?«

»Das werden wir herausfinden.«

»Dann wollen Sie bleiben?«
»Jetzt erst recht!«
»Und Sie haben keine Angst?«
Bill mußte lachen. »Doch, ich habe Angst. Jeder Mensch fürchtet sich, sonst wäre er kein Mensch. Das gehört einfach dazu. Aber wenn man weiß, daß man Angst hat, kann man damit auch umgehen. Ich werde auf jeden Fall meinen Freund herholen.«
»Aber was geschieht in der Zwischenzeit?«
»Hoffentlich nichts Schlimmes«, erwiderte Bill und versprach, sich später zu melden.
Anschließend wählte er eine ihm sehr bekannte Telefonnummer…

***

»Raff dich auf, dann kannst du einen Teil der Welt retten.« Mit diesem Satz hatte Bill Conolly versucht, mich nach Manila zu locken.
Ob es nun gerade diese Übertreibung gewesen war, die mich dazu verleitet hatte, dem Wunsch meines Freundes nachzukommen, oder war es die Beschreibung der seltsamen Kreaturen? Ich wußte es nicht genau. Jedenfalls hatte Sir James, mein Chef, nichts dagegen gehabt, daß ich mich in den Clipper setzte und in Richtung Asien abflog.
Es war ein verdammt langer Flug gewesen, den ich dank meiner guten Nerven zum größten Teil verschlafen hatte, und so fühlte ich mich bei der Landung relativ frisch, auch wenn mir das Bild nicht gefiel, das sich bei einem Blick aus dem Fenster präsentierte.
Ich schaute auf die Stadt – und den Dunst!
Er waberte über diesem Moloch, in dem die Bewohner eingepfercht waren. Wo es immense Unterschiede zwischen Arm und Reich gab, wo Erdbeben und Flutwellen ganze Inseln zerrissen, wo eine Dunstglocke über der Stadt das Atmen zur Qual machte.
Die Maschine schwebte sanft wie eine Feder der grauen Betonbahn entgegen, und ich dachte daran, daß ich vor Jahren schon einmal hier auf Manilas Flughafen, dem Nimoy Aquino International Airport, gelandet war. Bis zur Stadtgrenze waren es etwa zwölf Kilometer. Seit damals war dieser Moloch noch größer und auch schlimmer geworden. Keine Vorzeigestadt. So sanft wie die Maschine geschwebt war, so sanft setzte sie auch auf. Einige Passagiere klatschten Beifall, ich gehörte nicht zu ihnen und wartete zunächst, bis die meisten das Flugzeug verlassen hatten. Als einer der letzten stieg ich aus und begab mich dann in einen Sicherheitsbereich des Flughafens, wo ich meine Waffe vorzeigte. Dank des Sonderausweises war es mir gestattet, die mitzunehmen. Ich wurde registriert, die Beretta ebenfalls. Die Beamten waren höflich, stellten keine weiteren Fragen, als ich unaufgeforderte meinen Impfpaß vorlegte. Gelbfieber-und Malariaimpfung waren vorgeschrieben. Damit konnte ich leben.

Bill hatte nicht versprechen können, mich abzuholen, und so wollte ich mir ein Taxi nehmen und zum Hotel fahren, wo mir Bill ein Zimmer besorgt hatte. Er wohnte ebenfalls dort. Dort sollte es dann zu einem Treffen kommen.

Kein Regen.

Dafür Hitze und Schwüle, und die Sonne stand hinter dem Dunst wie ein gelber und verschwommener Ball.

Das Taxi war nicht klimatisiert. Dafür standen die Fenster offen, so daß ich sehr bald einen ersten Eindruck bekam, was diese Stadt anging. Staub wehte um die Fahrzeuge herum. Die exotischen Bäume an den Straßen wirkten müde, als wollten sie jeden Augenblick umfallen. Es herrschte sehr viel Verkehr, aber wir kamen trotzdem weiter.

Hinter diesen Avenuen begann oft genug eine andere Welt. Ich sah das zweite Gesicht der Stadt nur, wenn ich einen Blick in die Seitenstraßen erhaschte, die zumeist an irgendwelchen traurigen Orten oder Plätzen endeten.

Es hatte keinen Sinn, sich als Besucher den Kopf über das Elend in den Entwicklungsländern zu zerbrechen. In dieser kurzen Zeit konnte man nichts ändern.

Der Wagen rollte auf die Hoteleinfahrt zu. Hier war die Luft besser. Das mochte auch an dem künstlichen Garten liegen, der sich vor dem Eingang aufbaute und ein wahres Meer aus Blüten zeigte. Mehrere Springbrunnen erfreuten ebenfalls das Auge.

Ich zahlte den Preis, gab noch ein Trinkgeld, stieg aus, das Gepäck wurde mir abgenommen, dann betrat ich die kühle und klimatisierte Halle, um einzuchecken.

Ich wurde freundlich begrüßt wie ein alter Bekannter. Möglicherweise auch deshalb, weil bereits eine Nachricht für mich vorlag, die mir in einem verschlossenen Umschlag überreicht wurde.

Ich bedankte mich, zog mich etwas von der Rezeption zurück und holte die Nachricht hervor.

Bill hatte geschrieben. Er bat mich darum, in der Tagesbar des Hotels zu warten.

Das wollte ich auch, aber zunächst würde ich in mein Zimmer hochfahren. Da Bill keine Uhrzeit angegeben hatte, konnte ich mir ruhig eine Dusche gönnen. Und ich hatte sie nach dem langen Flug und den tropischen Temperaturen auch nötig.

Das Zimmer war gut, der Blick gefiel mir auch. Man durfte nur nicht zu weit in die Ferne schauen, denn dann präsentierte sich schon das Elend unter dem Schein der prallen Sonne, und ich fragte mich, wo sich mein alter Freund herumtrieb.

Aus dem Telefongespräch wußte ich, daß er hinter ungewöhnlichen Wesen herjagte, die er noch nicht richtig beschreiben konnte.

Er wußte nicht, ob sie noch zur Gattung der Tiere zählten oder ob es sich um veränderte Menschen handelte. Es konnte auch sein, daß aus Mensch und Tier etwas Neues entstanden war, ein Dämon.

Bill tendierte dazu, und er war auch der Meinung, daß diese Wesen etwas mit der immensen Umweltverschmutzung zu tun hatten, für die Manila berüchtigt war.

Die Dusche hatte mich erfrischt. Ich wechselte die Kleidung, zog eine dünne Jeans an und ein Leinenhemd. Später würde ich noch eine Leinenjacke überstreifen, so konnte man es bei den Temperaturen, meist über dreißig Grad, gerade noch so aushalten. Schnell bewegen durfte man sich dann allerdings nicht.

Ich fuhr wieder nach unten und setzte mich in die Tagesbar, in der man es schon aushalten konnte, denn der Blick des Gastes fiel in den grünen, exotischen Garten hinter dem Hotel, wo ebenfalls serviert wurde.

Ich saß in der Bar, bestellte mir einen alkoholfreien Longdrink, blätterte in den Zeitungen und wartete.

Es war etwa eine halbe Stunde vergangen, als mein Freund auftauchte. Er sah diesmal tatsächlich so aus wie ein Reporter, denn die Kamera hatte er sich umgehängt, und er machte auf mich den Eindruck, als käme er von einer langen Jagd zurück.

»Endlich!« rief ich ihm zu. »Typisch. Bestellst mich her und bist nicht da.«

Wir schüttelten uns die Hände.

»Wie geht’s in London?«

»Gut, denke ich.«

»Prima.«

»Von deiner Frau und deinem Sohn soll ich dich auch noch grü ßen.«

»Danke, das ist toll.« Er nahm Platz und bestellte sich ein großes Wasser. »Ich habe noch mit Sheila gesprochen, und sie ist froh, daß du jetzt hier bist.«

»Das sagte sie mir auch.«

Bill legte die Kamera auf den Tisch. Das Wasser wurde gebracht, der Boy zog sich wieder zurück, und ich stellte meine erste Frage, während Bill trank.

»Wo hast du dich herumgetrieben? Ich will dir ja nichts, aber dem Geruch nach zu urteilen, warst du nicht in einer Parfümerie.«

»Stimmt.«

»Wo dann?«

Er grinste mich schief an. »Bei den Müllkippen. Ich habe mich dort herumgetrieben und fotografiert.«

»Warum?«

»Weil ich den Eindruck nicht loswerde, daß die Kippen in unserem Fall eine Rolle spielen.«

»Das will ich genauer wissen.«
»Sollst du auch.« Bill griff in die Innentasche seines Jacketts und holte drei Fotos hervor, die er auf den Tisch legte. »Zunächst einmal dies, John. Schau sie dir genau an.«
Das tat ich, und zwar der Reihe nach, und ich mußte zugeben, daß ich derartige Wesen noch nie zuvor in meinem Leben zu Gesicht bekommen hatte.
»Na, was sagst du?«
»Nichts.«
»Das ist mehr als wenig.«
»Ich widerspreche dir nicht, Bill, aber du bist es doch, der schon länger hier ist.«
»Genau. Ich bin länger hier. Und ich wühle in einem Sumpf, ohne bisher etwas gefunden zu haben.«
»Auch nicht im Müll?«
»Nein, obwohl ich Fragen gestellt habe. Diese Wesen sind in einer bestimmten Gegend erschienen. Die ersten Müllkippen liegen nicht weit davon entfernt. Ich habe mich umgehört, konnte mit manchen Leuten sprechen, aber trotz angebotener Geldsummen waren sie nicht in der Lage, mir Auskünfte zu erteilen. Viele der Einheimischen beherrschen die englische Sprache. Zum Glück, denn das Tagalog ist schon ein wahres Kauderwelsch. Aber auch in Englisch – keine Auskünfte!«
»Wollten sie vielleicht nicht?«
»Das habe ich mich auch gefragt. Einige erschraken, als sie die Aufnahmen sahen, waren dann aber wieder gleichgültig und wandten sich ab. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll, aber jemand hat mir einen Tip gegeben, bevor er verschwand. Es gibt dort in der Gegend einen bekannten Mann, der ist Priester, und er kämpft verzweifelt gegen das Elend an. Er ist auch eine Vertrauensperson der Ärmsten, und er könnte möglicherweise etwas wissen. Sein Name ist Oliveiro.«
»Dort willst du hin?«
»Ja, mit dir.«
»Und anschließend?«
Bill verzog die Lippen zu einem wissenden Grinsen. »Fahren wir geradewegs zu einem Hochhaus. Da kennst du dich ja aus, denn du wohnst selbst in einem derartigen Silo.«
»Danke, aber sicherlich nicht so wie hier.«
»Zum Glück.« Bill wurde wieder ernst. »Es ist eine beschissene Gegend. Slums in der Nähe von Müllkippen, und der Dschungel droht alles zu verschlingen. Da kannst du schwermütig werden, doch man muß auch die andere Seite sehen. Viele sind froh, daß sie überhaupt ein Dach über dem Kopf haben. Und das ist schon viel wert, denke

ich.«

Der Ansicht war ich auch, schaute auf die Uhr und stellte fest, daß der Nachmittag schon ziemlich weit fortgeschritten war. Ich gähnte, was Bill zu der Frage veranlaßte: »Müde?«

»Es geht.«

»Dann auf zu Oliveiro?«

»Und wo finden wir ihn?«

»Ich könnte ja sagen, wo die Action ist.« Bill stand auf. »Nicht weit von den Hochhäusern entfernt. Dort steht eine Kirche, ein alter Holzbau, ähnlich wie in den Western-Filmen. Nur wenn du die Kirche siehst, kommt dir jeder Sinn für Romantik abhanden.«

»Du sagst es«, erwiderte ich und nahm die Bilder an mich, die ich noch einmal betrachtete, während Bill die Rechnung unterschrieb.

Wer waren diese Wesen?

Ich wußte es nicht, aber ich konnte den kalten Schauder nicht unterdrücken…

***

Die junge Frau hieß Ludmilla, stammte aus der ehemaligen Sowjetunion und gehörte zu den jungen und hübschen Frauen, die die Auflösung der UdSSR als eine Wohltat betrachtet hatten und von der neuen Freiheit begeistert gewesen waren.

Ludmilla hatte sich mit Feuereifer in ihre Arbeit gestürzt und als Krankenschwester auch einen Job erhalten. Der wurde zwar schlecht bezahlt, aber wenig später war am Stadtrand von Moskau eine Privatklinik errichtet wurde, die erste im Land, und dort hatte Ludmilla einen Job gefunden. Von dem Gehalt konnte sie gut leben, dabei sogar noch etwas sparen. Schon immer hatte sie für ferne Länder geschwärmt.

Schließlich hatte sie genug Geld beisammen, um auf die Philippinen, das Land der siebentausendeinhundert Inseln, zu reisen, und sie war mit all ihrer Freude eingetaucht in die Stadt Manila. Das liegt auf der Insel Luzon. Den Menschen begegnete sie vorurteilsfrei.

Sie berichtete aus ihrer Heimat, erzählte Persönliches, und genau das wurde ihr zum Verhängnis.

Eines Abends, sie hockte in einem Schnellrestaurant, hatte sie die beiden Männer Susa und Chicon kennengelernt. Zwei schwarzhaarige und wild aussehende Typen, die von Mädchen begleitet wurden, deren mandeläugige Schönheit auffiel, ansonsten aber sehr schweigsam waren, ihre Hamb arger aßen und verschwanden.

Zurück blieben die beiden Manner und Ludmilla.

Die blonde Russin war noch immer ahnungslos. Sie freute sich über die Fragen der beiden und war froh, schon sehr früh die englische Sprache gelernt zu haben, so konnte so etwas wie eine Unterhaltung

stattfinden.

Als die beiden den Vorschlag machten, in ein anderes Lokal zu gehen, da hatte sie erst gezögert, doch Susa, der Mann mit dem Zopf, hatte ihr weisgemacht, daß dort die beiden anderen Mädchen warteten, und Ludmilla hatte es geglaubt.

Sie waren in einen alten roten Opel gestiegen und zum Ziel gefahren. Das heißt, sie rollten in das Vergnügungsviertel hinein, wo es am schlimmsten war, und Susa, der im Fond neben ihr saß, hatte ein Grinsen aufgesetzt, das ihr gar nicht gefiel.

Ludmilla wollte raus, doch Chicon hielt nicht an.

Ludmilla protestierte.

Da griff Susa ein. Er schlug ihr zweimal ins Gesicht. Noch nie war sie so geschlagen worden. Sie konnte nicht einmal schreien, sie schämte sich, und plötzlich dachte sie auch wieder an die Warnungen, mit denen man sie vor ihrer Reise bedacht hatte. Ludmilla hatte nicht daran glauben wollen, und das war ihr Fehler gewesen.

Einen dritten Schlag bekam sie nicht. Dafür spürte sie den Einstich einer Nadel, und Sekunden später wurde es dunkel um sie herum.

Erwacht war sie in einem abgedunkelten Raum, auf einer alten stinkenden Matratze liegend, nackt, gefesselt und auch geknebelt.

Sie hatte zunächst nichts begriffen, zudem war sie allein, was sich schnell änderte, denn ihre beiden »Freunde« kehrten zurück.

Sie hatten ihr genau erklärt, was sie in der nächsten Zeit tun würde. Auf den Strich gehen, zusammen mit den beiden mandeläugigen Schönheiten.

Ludmilla hatte nur den Kopf geschüttelt. Danach hatten die beiden gegrinst und sich die junge Frau vorgenommen.

Zwei Tage dauerte diese Tortur, und danach war Ludmillas Widerstand gebrochen. Sie war nur mehr ein Bündel Angst. Sie fühlte sich entehrt, beschmutzt, sie wollte nicht mehr leben, und man hatte ihr nicht einen Lumpen als Kleidungsstück gegeben, sondern sie an das Metallbett gefesselt und ihr wieder den Mund verklebt.

Den Hunger konnte sie aushalten, der Durst jedoch war schlimmer. Zwar hatte sie immer etwas Wasser bekommen, aber nie genug, und jetzt wartete sie förmlich darauf, daß die beiden zurückkehrten und ihr etwas zu trinken brachten.

Daß sie nicht in einem Verlies feststeckte, hatte sie längst an den Außengeräuschen hören können. Wahrscheinlich befand sie sich in einer Wohnung, vielleicht in einem großen Haus, denn oft genug waren Männer-, Frauen- und Kinderstimmen zu hören gewesen, aber kein Helfer hatte die Wohnung betreten.

Ludmilla war und blieb allein.

In dem Zimmer gab es zwar ein Fenster, aber durch die verhängte Scheibe konnte Ludmilla nicht erkennen, ob die Sonne hoch oder

niedrig stand. Apathie hatte sie überkommen, und über ihre Lage dachte sie eigentlich nicht nach.

Die beiden Männer hatten sie nicht in dem Sinne körperlich gequält. Von Schlägen, die Zeichen und Wunden hinterließen, hatten sie Abstand genommen, schließlich sollten die Kunden eine »perfekte Ware« bekommen, aber es gab andere Quälereien, und die hatten Ludmilla geschafft. Sie fühlte sich entwürdigt.

Jetzt lag sie auf dem Bett.

Nackt und noch immer gefesselt. Es war ein altes Metallbett, und an dem oberen Gitterrand waren die Handschellen befestigt worden, die an den Gelenken schmerzten.

Die Beine konnte sie bewegen, anziehen und ausstrecken. Ihr Mund aber war zugeklebt.

Der verdammte Durst wollte nicht weichen. In dem Zimmer war es stickig, und zwischen den Wänden hingen Gerüche, die kaum zu beschreiben waren. Auf dem Körper klebte der Schweiß, und wenn Ludmilla die Augen öffnete, sah sie nur die schmutzige Decke über sich wo tote Insekten als schwarze Flecken klebten und anderes Getier mit flinken Beinen über die glatte Fläche hinweghuschte oder auch die Wände in Besitz genommen hatte.

Selbst das Bett war von den häßlichen Krabbeltieren nicht verschont geblieben, darum kümmerte sich Ludmilla nicht. Das brachte sie nicht um. Schlimmer waren die beiden Hundesöhne und der Durst.

Obwohl sie die beiden Kerle haßte, wünschte sie sich ihre Rückkehr. Da würde sie Wasser bekommen, vielleicht auch eine kleine Mahlzeit, denn sie sollte ja arbeiten.

Geschlafen hatte sie während ihres Alleinseins kaum. Hin und wieder war sie eingenickt, rasch aber wieder hochgeschreckt, weil schreckliche Träume sie verfolgten.

Über eines aber wunderte sie sich. In dem Zimmer gab es noch eine zweite Tür. Sie führte zu einer winzigen Dusche, in der sich auch die Toilette befand. Die beiden Kerle mußten sie für sich persönlich eingebaut haben, denn so etwas gehörte in Häusern wie diesen bestimmt nicht zum Standard. Ludmilla kannte den Bau zwar nicht, in dem sie steckte, aber aus ihrer eigenen Heimat waren ihr derartige Silos schon bekannt.

Überall in den Häusern gab es die gleichen Geräusche. Das Geschrei der Kinder, das Keifen wilder Frauenstimmen. Männer die grölten. Laute Musik, Auseinandersetzungen, verbal und körperlich. Das war eben ein bestimmtes Leben in einer bestimmten Welt.

Immer öfter verdrehte sie die Augen, um auf die Eingangstür zu schauen. Susa und Chicon waren gegangen, ohne ihr ein Ziel zu nennen. Aber sie hatten vor Einbruch der Dunkelheit zurück sein wollen, um sie zu präparieren, wie sie sagten.

Ludmilla hoffte, daß es nicht noch einmal passierte, und sie den Horror abermals über sich ergehen lassen mußte.

Grauenhaft…

Sie fing wieder an zu weinen, wollte es aber nicht, weil sie befürchtete, daß ihre Nase verstopfte und sie dann keine Luft mehr bekam. Ihre Tränen stoppten, als sie Geräusche direkt an der Tür hörte. Das Lachen kannte sie. So lachte dieser Susa, der Typ mit dem Pferdeschwanz, der sich selbst als wilden Hengst bezeichnet hatte.

Er war es auch, der die Tür öffnete und sich mit einer schnellen Bewegung in das Zimmer schob. Susa trug viel Schmuck. Er sah weich aus, alles an ihm schien zu fließen. Ein schmieriger Vorstadtganove, der sich die männlichen Models in den Zeitschriften anschaute und nach ihnen sein Outfit bestimmte. Sein Gesicht war schmal, die Züge weich und verschlagen. In den dunklen Augen lag ein ständiges Glitzern, als hätte er sich eine bestimmte Flüssigkeit in die Pupillen geträufelt.

Hinter ihm schloß Chicon die Tür. Er trug eine Tüte, stellte sie auf dem Boden ab, ging zum Fenster und zog den Vorhang zur Seite.

Licht drückte sich in den Raum, und Ludmilla blinzelte.

Susa, der Mann mit dem Zopf, war neben dem Bett stehengeblieben. Er wippte dabei auf den Fußballen, und seine Finger hatte er hinter der Hosengürtel gehakt. Sein Lächeln war breit, die Augen schimmerten wieder. Er starrte auf die Nackte nieder und suchte ihren Körper ab, was Ludmilla abermals als beschämend empfand. Sie konnte die Augen nicht mehr offenhalten und schloß sie lieber.

Susa lachte. Dann beugte er sich vor und entfernte mit einem Ruck der. Klebestreifen vom Mund der Frau. Ludmilla zuckte zusammen.

Sie spürte auf den Lippen und um sie herum die Schmerzen und auch das Blut.

Susa warf den Streifen zu Boden. »Was ist?« flüsterte er. »Willst du mich nicht anschauen?«

Ludmillas Gesicht spiegelte die Qualen. Auch in ihrer Stimme lag ein quälender Klang. Nur mühsam konnte sie sprechen. Sie bat um einen Schluck Wasser. Sie kam sich dabei wie eine Bettlerin vor, aber der Durst machte sie fast verrückt.

»Wasser willst du?«

»Bitte.«

Susa lachte. »Du kannst ja betteln, kleine Russin. Das ist gut, das mußt du auch können. Du wirst bald noch viel mehr betteln, denn du wirst dich nach uns zurücksehnen, wenn du einmal im Club bist und deine Kunden bedienen mußt. Auf so etwas wie dich haben sie gewartet, denn ihnen fehlt noch eine Blonde. Immer Asiatinnen zu haben, ist auch nicht gut. Du wirst ein Star.«

»Wasser…«

»Gib ihr was!« befahl Chicon, der noch immer am Fenster stand. »Sie muß sich erholen.«

»Ja, schon gut.« Susa drehte sich um und ging auf den Kühlschrank zu. Der war mit Getränken gefüllt. Susa riß eine Wasserdose auf und trat lachend an Ludmillas Bett. Dann drehte er die Dose einfach um. Der Strahl schoß aus der Öffnung und klatschte ihr ins Gesicht. Sie hatte den Mund aufreißen müssen, um wenigstens einen Teil der kalten Flüssigkeit zu schlucken, der für sie eine Wohltat war.

»Gut?«

»Ja.«

Die Dose war noch zur Hälfte gefüllt, als Susa sie abstellte. Aber er tat Ludmilla endlich den Gefallen und befreite sie von ihren Handschellen.

Die Arme der Frau sanken nach unten und blieben wie zwei Stöcke auf dem Bett liegen.

»Alles okay?«

Sie sprach nicht.

»Gib ihr die Dose.«

Susa gehorchte. Chicon war hier der Boß. Er war der Kräftigere der beiden und ebenso gemein und gnadenlos wie Susa. Die kalte Dose klemmte Ludmilla zwischen ihre Handflächen. Die Arme schmerzten in den Schultergelenken. Sie preßte die Metalldose gegen ihre blutenden Lippen, ignorierte den Schmerz und trank. Es war wie ein Quell für sie, von dem sie hoffte, daß er nie versiegen würde. Bis auf den letzten Tropfen leerte sie die Dose. Sie hätte nie gedacht, welche Kraft ihr Wasser zurückgeben konnte. Sie fühlte sich nicht mehr so fertig und elend, aber die Angst war geblieben.

Beide hatten ihr Schreckliches angedroht, und sie wußte auch, daß das nicht nur Gerede war. Was diese beiden Männer sich einmal in den Kopf gesetzt hatten, führten sie auch durch.

Susa hatte sich zurückgezogen. Er öffnete das Fenster. Sofort wehte ein anderer Luftzug durch den Raum, und die Außengeräusche schallten an der Hauswand entlang in den Raum. Kinder schrien, Hunde bellten, und selbst aus dem nahen Dschungel waren schrille und für Ludmilla fremde Geräusche zu hören.

Schlechter konnte die Luft im Raum nicht werden, nur besser, aber das bekam sie kaum mit. Auch nicht Susas Warnung, der ihr erklärte, daß Schreien keinen Sinn hatte. Nicht hier, nicht in diesem Haus, wo jeder den Nachbarn nicht leiden konnte und ihm die Pest an den Hals wünschte.

Ludmilla war noch immer nackt. Ihre Kleidung hatten die Kerle sicherlich irgendwo weggeworfen. Dafür hatten sie neue mitgebracht.

Chicon hatte sich gebückt und zog sie aus der Tüte hervor. Dann warf er sie auf das Bett, wo auch Ludmilla saß. »Das wirst du gleich

anziehen!« erklärte er.

Die Russin war für einen Moment durcheinander. »Ich? Aber was soll ich…«

»Anziehen!« schrie Susa sie an. »Wir können dich nicht nackt zu unseren Freunden bringen.«

»Freunden?« flüsterte sie. »Welchen Freunden?«

»Das wirst du schon sehen.«

»Es ist ein Bordell, nicht?«

Beide Männer lachten. »Sehr vornehm ausgedrückt«, prustete Susa schließlich los. »Aber jetzt kommen wir zur Sache. Du kannst dich duschen, bevor du dich anziehst. Dann sehen wir weiter.«

Ludmilla wartete noch einen Moment, bevor sie sich erhob. Sie tat es langsam, und sie schaute sich dabei um, wie jemand, der eine Umgebung zum erstenmal sieht. Das Fenster stand noch offen. Es durchzuckte sie der Gedanke, hinzulaufen und sich nach draußen zu stürzen. Darauf schienen die beiden Kerle nur gewartet zu haben.

Lässig und locker standen sie da, aber sie hätten die Flüchtende sicherlich sofort abgefangen.

Das stellte auch Ludmilla fest, und sie ließ ihr Vorhaben bleiben.

Sie ging statt dessen auf die zweite Tür zu und zog sie auf. »Laß sie offen!« befahl Chicon.

»Warum?«

»Wir wollen dich unter Kontrolle haben, Ludmilla.«

»Ja, es ist gut.« Sollten sie doch schauen. Sie glotzten ihr nichts weg. Wer die Hölle der Scham hinter sich hatte, den konnte so leicht nichts mehr erschüttern.

Sie drehte das Wasser an. Es war wie in ihrer Heimat. Der Druck ließ zu wünschen übrig, trotzdem genoß die Frau das lauwarme Wasser, und sie war auch froh über die Seife, mit der sie sich reinigen konnte..

Chicon und sein Kumpan waren in dem anderen Raum zurückgeblieben. Nur hin und wieder warfen sie einen Blick durch die offene Tür. Ansonsten waren sie damit beschäftigt, Bier zu trinken und stinkende Zigaretten zu qualmen.

Ludmilla ließ sich Zeit. Sie tat es nicht mal bewußt. Das Wasser floß einfach nicht stark genug, und wenn sie nach unten schaute, wo es sich mit dem Schaum vermengt hatte und die Füße umgurgelte, da sah sie auch den Rost in der Duschwanne, der aussah wie eingetrocknetes Blut.

Blut!

Plötzlich schauderte ihr bei diesem Gedanken. Sie dachte daran, daß auch ihr Blut fließen würde, wenn sie nicht parierte. Vor ihr lag eine gnadenlose Zeit der Erniedrigung, und nicht mal mit größter Phantasie konnte sie sich vorstellen, was sie alles durchmachen mußte. Sie hatte viel darüber gelesen, denn in Moskau gab es jetzt

auch ausländische Zeitungen zu kaufen, und sehr oft beschäftigten sich Artikel mit Menschenhandel und Prostitution. Ludmilla hatte die Geschöpfe immer wieder bedauert. Daß ihr einmal so etwas widerfahren würde, daran hätte sie nie im Leben gedacht, und sie wollte darüber auch nicht weiter nachdenken. Sie würde in das kalte Wasser hineinspringen, nichts anderes blieb ihr übrig.

»Beeil dich!«

Susas scharfe Stimme drang an ihre Ohren. Die beiden hatten es eilig, sie in das Bordell zu schleppen, und sie würden tatsächlich Geld für sie kassieren.

Ludmilla drehte die Dusche ab. Ein Handtuch lag auch bereit. Es war rauh wie altes Papier. Sie trocknete sich ab und betrat nackt das andere Zimmer. Aus den nassen Haaren rann noch Wasser. Einen Haartrockner gab es nicht, die Haare mußten so trocknen.

Wieder wurde sie angeglotzt, und Susa gab wieder seinen Kommentar ab, wobei er grinste. »Jetzt riechst du besser, Süße. Na ja, du wirst dich noch an die Gerüche gewöhnen.« Er lachte und warf ihr die Kleidung zu, die Ludmilla auffing.

Einen dünnen Slip, den sie kaum auf der Haut spürte. Ein weißes T-Shirt, das sehr eng saß, eine dünne Hose mit weit geschnittenen Beinen.

Es paßte ihr. Sie zog es an, und ihre Hände zitterten dabei. Die eigenen Schuhe streifte sie zuletzt über. Es waren an der Hacke geschlossene Sandalen.

»Ja, so kann man dich mitnehmen«, stellte Chicon fest. »Aber wir haben noch Zeit.«

»Wann denn?«

»Bei Einbruch der Dunkelheit fahren wir los. So lange mußt du es noch aushalten.«

»Und wo?«

»Hier natürlich.«

»Mit euch?«

Die beiden schauten sich an. Susa grinste. »Was sollte die Frage? Weißt du es, Chicon?«

»Nein, aber sie wird es uns sagen.«

»Nur so!« flüsterte Ludmilla. »Ich habe wirklich nur so gefragt. Es steckte nichts dahinter.«

»Das ist gut.« Chicon ging zum Fenster und schloß es. Er drehte ihm den Rücken zu und sprach zu Ludmilla. »Wenn du hier rausspringst, überlebst du es nicht. Versuchs besser nicht.«

»Keine Sorge, ich bleibe hier.«

»Das ist auch besser.«

Beide verließen den Raum. Sie zerrten die Tür zu und schlossen sie ab. Ludmilla blieb allein zurück, und ihre Tränen flossen wie

Bachwasser aus den Augen…

***

Die Russin wußte nicht, wie lange sie auf dem Bett gehockt und dabei geweint hatte. Irgendwann war sie aufgestanden und an das Fenster getreten. Sie hatte einfach sehen müssen, ob es stimmte, was man ihr gesagt hatte, und sie schaute hinaus, ohne es zu öffnen.

Ja, es stimmte. Sie befand sich in einer der oberen Etagen. Mindestens sechs oder sieben Stockwerke hoch. Ihr Blick glitt hin zu den Kronen der Bäume, die dicht an dicht standen, so daß sie einen regelrechten Dschungel bildeten. Einen tropischen Regenwald, der sich ausbreiten würde, um irgendwann auch dieses Gebäude zu verschlingen, denn er war eigentlich schon ziemlich nahe gekommen, wie ein großer, grüner, einfach nicht aufzuhaltender Schatten, in dem sich zahlreiche Gefahren verbargen, die ein Fremder nicht einschätzen konnte.

Ludmilla spürte ihren Magen. Er war schwer wie ein dicker Stein.

Sie merkte auch das Brennen in den Augen, aber Tränen vergoß sie nicht mehr.

Die Frau schaute nur nach draußen, wo sie den Wald sah und auch den Himmel darüber, der eine nahezu perfekte Bläue zeigte, die bereits eindunkelte, denn die Sonne stand nicht mehr so hoch und verlieh ihm auch nicht den mittäglichen Glanz.

Wann kam die Dämmerung?

In der Nähe des Äquators rasch: erst die Dämmerung, dann die blitzschnell folgende Dunkelheit, und danach zeigte sich die Welt verändert.

Man hatte Ludmilla die Papiere abgenommen. Bei einer Flucht wäre sie nicht weit gekommen, und wenn sie sich an die Behörden wandte, würde man mit ihr kaum Mitleid haben und sie selbst für ihre Lage verantwortlich machen.

Außerdem kannte sie die Korruption aus ihrem eigenen Land, und hier war es kaum anders. Da steckten die staatlichen Organe mit den mächtigen Bossen unter einer Decke.

Ihre Chance war minimal.

Sie dachte an Moskau, an ihr Zuhause, an die Eltern, die sie vor dieser Reise gewarnt hatten. Sie dachte an ihren Job im Krankenhaus, wo sie sehr angesehen war. Alles das würde nicht mehr wiederkehren, das wußte Ludmilla. Es gehörte der Vergangenheit an und war schon jetzt für sie Geschichte.

Ludmilla merkte, wie die Verzweiflung in ihr hochstieg. Sie würde sich auch nicht mehr wehren können, denn diese Kraft war ihr ebenfalls abhanden gekommen. Sie war kein Mensch mehr, sie war nur ein Stück Vieh, ein Stück Dreck, ein alter Teppich, der als

Fußabstreifer diente.

»Gott im Himmel, was habe ich nur getan? Was habe ich getan? Nichts, gar nichts. Warum gerade ich…?«

Ihre Worte tropften in die Stille, und wieder spürte sie das Brennen in den Augen.

Auf einmal zuckte sie zusammen. Zuerst wußte sie nicht, weshalb sie es getan hatte. Irgend etwas mußte ihr aufgefallen sein, und sie schüttelte den Kopf.

Habe ich etwas gehört?

Auf diese Frage konnte sie keine Antwort geben, denn um sie herum war es still.

Auch draußen.

Aber dort bewegte sich etwas.

Ludmilla stand am Fenster und hielt den Atem an. Noch einmal wischte sie ihre Augen klar, um sehen zu können, was sich vor dem Haus tatsächlich abspielte.

Etwas schwebte durch die Luft. Erkennen konnte sie es nicht, weil das Grün des Waldes einfach zu dicht war und einen Großteil des Gegenstandes verschluckte.

Aber Ludmilla hatte den Eindruck, daß dieser Gegenstand dort nicht hingehörte. Sie wußte auch nicht, woher ihr Interesse kam, aber es gab tief in ihr ein Gefühl der Hoffnung.

Da kam etwas…

Zunächst sah sie die Reaktionen auf einen plötzlichen Windstoß, der mit dem Laub der Bäume spielte. Es bewegten sich große Blätter, sie glänzten und schimmerten, gaben einige Lücken frei, die sich sofort wieder schlossen, aber durch eine dieser Lücken hatte der Gegenstand seinen Weg gefunden.

Jetzt erkannte Ludmilla ihn besser.

Es war ein Kopf!

***

»Mein Gott!« sagte ich nur.

»Wieso?«

»Schau dir das an, Bill!«

Mein Freund hob nur die Schultern. »Ich kann dich verstehen, John, denn ich habe ähnlich gedacht, als ich dies zum erstenmal sah. Aber das Biomische ist, daß man sich leider daran gewöhnt. Der Mensch ist eben ein Gewohnheitstier. Er nimmt das Elend irgendwann als normal hin, so wie er auch den Luxus akzeptiert. Von einigen Ausnahmen natürlich abgesehen, aber die Masse denkt so.«

Was ich sah, glich einer bösen Kulisse aus einem dieser Endzeit-Filme, wo die Katastrophe schon stattgefunden hatte. Aber wir beide standen nicht vor oder in einer riesigen Leinwand, die Szenerie war

leider echt, ebenso auch die Gerüche, die uns umgaben. Sie schmeckten für mich nach Asche, Tod und Verwesung.

Der Himmel bedeckte alles wie eine blaugraue Decke aus Blei.

Darunter aber zeichnete sich dieses hügelige Bild ab, nur konnte man nicht von normalen Hügeln sprechen, denn diese hier bestanden aus Müll. Was sich auf den Hügeln bewegte, waren keine Ameisen oder andere Tiere, sondern einfach Menschen, die um die Hügel herum in primitiven Hütten und von dem lebten, was sie in den Müllbergen fanden.

Das war schon schlimm genug, aber noch schlimmer war der Geruch, der immer vorhanden war. Ich konnte ihn nicht beschreiben, aber wir beide konnten ihn sehen, denn über den Kippen schwebte ein immerwährender Nebel, der selbst vom Wind nicht vertrieben werden konnte, da er aus dem Innern der Müllberge ständig Nachschub bekam, denn dort brannte und kokelte es weiter.

Die Müllhalden waren die eine Seite. Gegenüber sorgte die Natur dafür, daß sie sich wieder ihren Platz eroberte, den sie einmal besessen hatte. Da wuchs der tropische Regenwald wieder an seine ursprüngliche Stelle heran. Er würde sich weiterschieben und genau auf die beiden hohen Häuser zu, von denen mein Freund Bill gesprochen hatte. Wir befanden uns ungefähr in der Mitte zwischen den Häusern und den Müllbergen, und da lag auch unser Ziel.

Die Kirche des Pfarrers Oliveiro, der verzweifelt mit Rat und Tat gegen den Umwelt-Horror ankämpfte und leider nicht die Unterstützung einer großen Organisation besaß, um hier wirksam etwas erreichen zu können. Es war für ihn einfach grauenhaft. Daß er trotzdem nicht aufgab, davor hatte ich großen Respekt und konnte die Arbeit nicht hoch genug einschätzen.

»Wenn man das sieht«, murmelte ich, »dann ist das Versenken einer Ölbohrplattform Peanuts dagegen.«

»Im Prinzip schon, obwohl das eine mit dem anderen nicht vergleichbar ist. Wir haben bei uns in Europa einen Erfolg errungen, John, einen ersten, und ich hoffe, daß er so etwas wie eine Initialzündung gewesen ist, deren Folgen schließlich auch die gesamte Welt erfassen, so daß sich einiges ändert.«

»Da kann man nur hoffen. Solange es aber Politiker gibt, die zurücktreten, weil sie sich in ihrem Ehrgefühl verletzt sehen, sind die Chancen gering.«

»Das passiert ausgerechnet bei uns in England.«

Ich winkte ab. »Wir werden es nicht ändern können, aber wir können versuchen, hier einen kleinen Erfolg zu erzielen. Diesen Pfarrer kennst du ja nicht – oder?«

»Nein.«

»Aber du bist nach wie vor davon überzeugt, daß er auf unserer Seite

stehen wird.«

»Das hoffe ich stark. Was ich über ihn gehört habe, klang gut. Man bringt Oliveiro eine große Achtung entgegen. Er wird wohl von allen Gruppen akzeptiert, obwohl er eigentlich nur verlieren kann.«

Ich schlug nach mehreren dicken Fliegen, was aber keinen Sinn hatte, denn sie kehrten immer zurück. »Glaubst du daran, daß er mit uns kooperiert?«

»Das hängt von uns ab. Wir sollten behutsam vorgehen.«

»Okay, dann laß uns fahren.«

Bill hatte uns einen Wagen besorgt. Es war ein sandgelber Golf, der bereits einige Kilometer auf den Reifen hatte. Angeblich war er top in Ordnung, doch dem Angestellten der Leihfirma konnten wir nicht so recht trauen. Mit den Gängen war einiges nicht in Ordnung.

Jedes Schalten verursachte Geräusche, die schon körperlich weh taten.

Wir stiegen wieder ein.

In dieser Gegend konnten wir den Begriff Straße vergessen. Wir rollten hier nur über staubige Pisten, als hätte diese den Geruch der Müllhalden aufgefangen und konserviert. Der Staub hüllte uns immer ein und verdeckte auch den Blick zum Himmel.

Wir hatten uns auf einer Anhöhe befunden. Ob sie künstlich erschaffen oder natürlich gewachsen war, wußten wir nicht, es war der einzige Weg, der zum Ziel führte.

Die Piste senkte sich.

Zum Glück rollten die Müllwagen an der anderen Seite auf die Halden zu, um ihren Mist abzukippen. Wir hatten es hier nur mit dem normalen Verkehr zu tun, der sich aus Fußgängern, Radfahrern und einigen Autofahrern zusammensetzte. Beide mußten wir dem Leihwagen Abbitte leisten, denn was uns da alles auf vier Rädern entgegenkam, war oft noch viel gefährlicher.

Bill fluchte dabei über jede Bodenwelle oder jede Furche, durch die wir mußten.

Manchmal war der Staub dicht wie Nebel, da verengte sich die Fahrspur, und wir konnten beinahe nicht erkennen, ob uns jemand entgegenkam oder nicht. Es war ein reines Glücksspiel. Aber der gute Bill fuhr sicher, auch wenn er fluchte, und wir erreichten den Punkt, wo wir nach rechts abbiegen mußten. Die andere Spur führte zu den beiden Hochhäusern, denen wir ebenfalls einen Besuch abstatten wollten.

Bill hatte gestoppt. Der Staub senkte sich nur langsam. Wir sahen die Häuser aus der Nähe.

»Was sagst du?«

»Silos.«

»Richtig, John. Menschenfeindliche Silos. Verschmutzt, beschissen

gebaut. Wie sagte man noch im Osten dazu?«

»Plattenbauten.«

»Erfaßt. Es ist die Antwort der Stadtväter auf die Armut, aber an den Wurzeln wird sie nicht gepackt. Da herrschen nach wie vor Korruption und Geldverschiebung. Da werden Reiche immer reicher, und die Armen können sich nur begraben.«

»Oder rächen.«

Bill drehte den Kopf, so daß ich sein verschwitztes und staubiges Gesicht anschauen konnte. »Wie meinst du das denn?«

»Schau auf deine Bilder.«

Der Reporter runzelte die Stirn. »Moment mal, denkst du daran, daß diese Wesen eine Rache der Armen sein könnten?«

»Schließt du es aus?«

»Keine Ahnung.«

»Wir sollten zumindest daran denken.«

»Aber wie können sie…?« Der schrille Hupton unterbrach uns und wir drehten die Köpfe. Hinter uns stand ein Lastwagen, der vorbei wollte, aber es nicht konnte, weil Gegenverkehr herrschte.

»Ja, ja!« rief Bill, hob einen Arm und startete wieder. »Noch mal, John, wie können sie sich denn rächen?«

»Das weiß ich nicht. Aber Möglichkeiten gibt es immer. Was du fotografiert hast, sind Wesen, die ich nicht als Menschen bezeichnen möchte. Ich glaube auch nicht, daß sie aus irgendwelchen Gräbern gekrochen sind wie Zombies, nein, das nicht.«

»Was glaubst du dann?«

»Daß es eine Kraft gibt, die sich gebildet hat und nun versucht, in das normale Leben einzugreifen und es zu verändern.«

»Toll gesagt.«

»Warum dann der Spott?«

»Weil ich mit dieser Kraft, wie du sie nennst, nichts anfangen kann, mein Lieber.«

»Wir werden sie suchen.«

»Und wo fangen wir an?«

»Bei Oliveiro.«

Bill winkte mir mit dem Zeigefinger zu. »Ich weiß nicht, John, aber du solltest nicht zu große Hoffnungen in ihn setzen, das meine ich zumindest.«

»Warum nicht?« Ich sprach sofort weiter. »Dieser Mann ist jemand, zu dem die Menschen hier Vertrauen haben. Sie kennen die Natur, glaube mir. Sie sind zwar arm, aber sie haben ein anderes Wissen und können auch damit umgehen.«

»Ein Zauber?«

»Vielleicht.«

Bill nickte vor sich hin, während er wieder darüber fluchte, daß ihm

das Getriebe beim Schalten einen knarrenden Gruß geschickt hatte. Das ließ sich nicht ändern, und so fuhren wir weiter auf das Gebäude zu, das wir bereits sehen konnten.

Es war eine Kirche.

Ein Bau aus Holz, der von einer dicken Staubschicht bedeckt war.

Der kleine Turm lief nach oben hin spitz zu, und ein zweites Haus stand in ihrer Nähe. Wir sahen es für einen Moment, weil wir in eine Kurve rollten.

Und dann fiel uns noch etwas auf. Die Kirche hatte uns den Blick bisher darauf genommen, aber nun wurden unsere Augen groß, denn ein Friedhof geriet in unseren Sichtbereich. Ein staubiger Platz mit schlichten Kreuzen und alten knorrigen Bäumen, die sich wütend gegen den Dreck stemmten, der hier von den Kippen herübergeweht wurde.

Menschen standen in einer kleinen Gruppe auf dem Friedhof beisammen. Wahrscheinlich wurde jemand beerdigt.

Vor der Kirche stoppten wir. Die Eingangstür lag nicht weit entfernt, und sie stand halb offen.

Wir stiegen aus.

Die Hitze lag wie ein Teppich über dem Land. Der Himmel war zwar zu sehen, aber der Qualm der Halden hatte ihn schmutzig gefärbt.

Bill hämmerte seine Tür zu. Danach wurde es still. Vom Friedhof her hörten wir einen leisen Gesang, und Bill wollte schon den Weg dorthin einschlagen, aber ich hatte etwas dagegen. »Laß uns noch einen Blick in die Kirche werfen.«

»Meinst du, Oliveiro dort zu finden?«

»Glaube ich nicht. Ich will sie mir nur ansehen.«

Auf den Philippinen ist man katholisch. Die Spanier hatten vor einigen Jahrhunderten die Einheimischen mit Gewalt christianisiert.

Die Religion ist bis heute geblieben, nur haben sich darin auch die alten heidnischen Elemente gemischt, so daß der Vergleich mit dem Katholizismus in Südamerika durchaus paßte, wo selbst ein Macumba-Zauber die Menschen nicht störte, katholisch zu sein.

Ich war als erster an der Tür und zog sie auf. Normalerweise ist es in Kirchen auch in heißen Sommern angenehm kühl. Das war hier jedoch nicht der Fall. In ihr herrschte die gleiche Hitze wie draußen, aber der Staub hielt sich in Grenzen.

Der Holzbau war nicht groß. Einfache Bänke flankierten rechts und links den Mittelgang. Eine Kanzel gab es nicht, dafür aber einen Altar, über den ich mich wunderte, denn er strahlte eine relative Pracht aus, die ich hier nicht vermutet hatte.

Ein weißer Stein mit einem Kreuz darauf. Ein Tabernakel, Blumen, die Farbe brachten, dazu das wunderschöne Kruzifix, das einen mattgoldenen Glanz abstrahlte.

Ich blieb stehen und nickte. »Das hätte ich nicht hier erwartet, Bill.«

»Man ist der Kirche eben sehr verbunden«, erwiderte mein Freund. »Oft sind es Erbstücke, aber es traut sich niemand an diese Dinge heran, um sie zu stehlen.«

Den Pfarrer sahen wir nicht. Einen Zugang zu einer Sakristei gab es auch nicht, denn das zweite kleine Gebäude stand räumlich von der Kirche getrennt. Es existierte keine Verbindung.

Ich drehte mich um und schaute dabei auf Bills Rücken, der schon auf den Ausgang zuging. Neben dem hölzernen Weihwasserbecken wartete er auf mich. »Wir wollten uns jetzt den Friedhof anschauen.«

»Einverstanden.«

Der Gesang war verstummt, und uns umgab wieder diese bedrückende Ruhe, allerdings nur hier in der Gegend, denn weiter nördlich, wo die beiden Hochhäuser wie kantige Aufpasser standen, wehte der Verkehrslärm durch die staubige Luft.

Wir umrundeten die Kirche. Der Boden war auch hier staubig.

Nur vereinzelte Pflanzen schauten aus ihm hervor, und auch sie sahen aus wie gepudert.

Wir gingen am Haus des Pfarrers vorbei, das mehr einer Hütte glich, und erreichten das Gelände des Friedhofs an seiner freien Seite. Gegenüber, wo auch die Menschengruppe stand, standen vereinzelt Bäume, deren Laub einen verzweifelten Kampf gegen die Verschmutzung führte.

In meinem Leben hatte ich schon einige Friedhöfe gesehen. Ich kannte die in den Großstädten, aber auch die in kleinen Orten und winzigen Dörfern. Mit waren alte Friedhöfe nicht neu, die sich auf dem Land befanden und einfach nur so wie ein gruseliges Kunstwerk die Eintönigkeit einer Landschaft aufrissen, aber so einen wie hier hatte ich noch nie gesehen. Es war ein staubiger und schmutziger Flecken Erde, aus dem schlichte Kreuze hervorragten und Blumen sehr schnell eingingen und vergammelten. Dieser Friedhof strahlte etwas aus, das ich sofort spürte, bereits beim ersten Anblick.

Es war eine gewisse Hoffnungslosigkeit, die über ihm schwebte.

Hier endete das Leben wirklich so abrupt, und die deprimierende Realität umwehte auch dieses kleine Gräberfeld.

Normale Wege existierten nicht. Sollte es sie einmal gegeben haben, dann waren sie von einer dicken Staubschicht bedeckt, in der sich Fußabdrücke abzeichneten.

Wir betraten das Gelände, das von einer Mauer abgeschirmt wurde. Eigentlich sah es aus wie eine Kulisse, die irgendwann in den nächsten Tagen abgebaut werden würde.

Wir hörten das Weinen der Menschen. Zwei Männer waren dabei, einen Sarg in das Grab gleiten zu lassen. Eine schlichte Holzkiste, womöglich selbst hergestellt.

Wir gingen nicht zu der Gruppe hin, sondern blieben noch vor den Bäumen stehen. Auf meinen Kopf senkten sich die stechenden Strahlen der Sonne nieder.

Entdeckt hatte man uns bereits. Hin und wieder waren uns Blicke zugeworfen worden, aber niemand traf Anstalten, die Nähe des Grabes zu verlassen und auf uns zuzugehen.

Wir sahen auch den Pfarrer, und ich wunderte mich über sein noch relativ junges Alter. Er trug ein violettes Meßgewand und bespritzte den Sarg mit Weihwasser. Sein Gesicht war gebräunt, die Nase stach hart hervor, und seine dunklen Haare hatte er glatt zurückgekämmt. Wir sahen auch das eckige Kinn und konnten uns vorstellen, daß dieser Mann es schaffte, seine Pläne durchzusetzen.

»Was sagst du?« fragte Bill.

»Der Mann sieht energisch aus.«

»Das meine ich auch. Werden wir mit ihm zurechtkommen?«

»Bestimmt.«

Wir schwiegen, weil auch die Gruppe der Menschen vor uns nichts mehr sagte. Eine Ausnahme war Oliveiro, der kein Gebet sprach, sondern eine kurze Rede hielt, deren Inhalt uns beide überraschte. Der Mann hielt eine schon politische Rede. Er sprach von der bedrückenden Armut und von der Verantwortung der Politiker und der Reichen, die sich aber um die Armut einen Teufel scherten.

»Und weil sie das tun, so wird sie bald auch der Teufel holen!« erklärte Oliveiro. »Wir beerdigen hier einen jungen Menschen, der leben wollte, aber den Fehler beging, einem reichen Angeber in seinem Alter im Wege zu sein, was diese Kreatur auf seine unmenschliche Art und Weise löste, denn er fuhr ihn einfach über den Haufen. Er nahm keine Rücksicht auf ihn, er hatte sogar noch seinen Spaß, beging Fahrerflucht und wurde nie vor ein Gericht gestellt. Das ist die Welt, in der wir hier leben, aber das ist auch eine Welt, die es zu ändern gilt, und dafür möchte ich mich einsetzen. Auch wenn die Erfolge nur gering sind, aber wir werden weitermachen, und wir werden weiterkommen, Freunde.«

Bill und ich schauten uns an. Es war eine ungewöhnliche Grabrede, die wir hier zu hören bekamen, aber großartig wundern mußten wir uns hier nicht, denn hier konnte keiner von uns Maßstäbe ansetzen, wie sie in London üblich waren. Der Pfarrer hatte seine Worte den Gegebenheiten angepaßt, und ich war jetzt schon gespannt darauf, wie wir beide mit ihm zurechtkamen.

Obwohl er nichts mehr sagte, machte er den Eindruck, als wäre er noch nicht fertig. Ein kurzer Blick streifte uns. Die dichten Brauen über den Augen zogen sich zusammen, dann kümmerte er sich wieder um seine eigentliche Aufgabe und sprach weiter.

»Jeder von uns weiß oder hat es zumindest gespürt, daß sich

Veränderungen ergeben werden. Es ist viel gesündigt worden, und dies nicht nur gegen die Menschen, sondern auch gegen die Tiere, die Umwelt, eigentlich gegen alles. Tropfen für Tropfen fiel in das Glas und füllte es. Irgendwann aber ist jedes Gefäß voll und läuft über. Bei manchen kann es zu einer großen Gefahr kommen, bei anderen wiederum versickert die Flüssigkeit, um sich woanders zu sammeln, was nicht heißt, daß sie für alle Zeiten verschwunden ist. Sie kehrt zurück. Sehr schnell und mit vehementer Gewalt. Die Rückkehr, das weiß ich, steht uns nun bevor, meine Freunde. Wir kämpfen nicht mehr auf so verlorenem Posten, wir haben Hilfe bekommen, was unseren Freund Ortega zwar nicht mehr lebendig macht, aber wir müssen für jede Hilfe dankbar sein, sage ich, und wir können sie uns nicht aussuchen.« Der Pfarrer zeigte auf das Grab. »Möge unser Freund in Frieden ruhen und von der Herrlichkeit Gottes aufgenommen werden, in die auch wir alle irgendwann einmal eingehen werden, wo wir dann die Reichen sind und die anderen die Armen. Dies ist ein Versprechen, und dies ist auch eine Hoffnung, meine Freunde. Amen.«

Es war das Ende der Grabrede, über die wir sicherlich nachzudenken hatten. Ob wir nun damit zurechtkamen oder nicht, der Pfarrer selbst hatte die entsprechenden Worte gefunden, und besonders der letzte Teil seiner Rede hatte uns aufmerksam werden lassen. Er hatte von Veränderungen gesprochen, und wir waren beide gespannt darauf, was er damit meinte.

Noch kümmerte er sich nicht um uns. Er gab jedem die Hand, umarmte die Menschen auch, und wieder hörten wir, wie er von einer Hoffnung sprach, die sich näherte.

Bill räusperte sich leise. Er lenkte somit meine Aufmerksamkeit auf sich. »Ich will doch nicht meinen, daß er mit dieser Hoffnung das Wesen meint, das mir vor die Kamera gelaufen ist.«

»Möglich ist alles, Bill.«

»Verflixt, das paßt doch nicht mit den Vorsätzen der Kirche zusammen! Oder wie siehst du das?«

»Noch weiß ich nichts.«

»Na ja, wir werden sehen und hören, wie der Pfarrer reagiert, was er uns zu sagen hat.«

Oliveiro hatte sich von den Trauernden verabschiedet, die noch am Grab blieben. Einige Männer holten Schaufeln und begannen damit die Erde wieder in das Loch zurückzuwerfen.

Auf uns kam Oliveiro zu. Er sagte nichts, er schaute uns nur prüfend an. Bei jedem Schritt bewegte sich das schlichte Holzkreuz vor seiner Brust. Dann blieb er stehen und sprach uns mit leiser Stimme an.

»Guten Tag, Senores«, sagte er und lächelte kurz. »Ich denke nicht, daß sie gekommen sind, um dem Toten die letzte Ehre zu erweisen. Sicherlich wollen Sie mit mir sprechen.«

»Das stimmt«, bestätigte Bill.

»Nun gut, dann lassen Sie uns gehen. Hier ist wohl nicht der richtige Ort. Mein Haus ist zwar bescheiden, aber ich stehe dazu und passe mich eben dieser Gegend an.«

»Natürlich, Senor.«

Oliveiro schaute sich um. Dann blieb sein Blick auf Bill Conolly hängen. »Ich wußte, daß Sie kommen würden, Senor Conolly.«

»Sie kennen meinen Namen?«

»Ja, denn in dieser Gegend bleibt mir kaum etwas verborgen. Aber darüber werden wir noch reden, Senores…«

Er ging auf sein Haus zu. Wir folgten ihm, und ich hörte Bills Flüstern: »Da bin ich aber gespannt…«

***

Ein Kopf!

Ludmilla wollte es nicht glauben, aber sie sah tatsächlich einen Kopf, der praktisch in Augenhöhe, allerdings noch ein Stück entfernt, vor ihr schwebte, und sie fragte sich, wie so etwas überhaupt möglich war. Es gab keine fliegenden Menschen, wobei diese Person nicht flog oder schwebte, sondern noch mit den Kronen der Bäume verbunden war, denn dort hatte sie ihr Versteck gefunden.

Relativ weit von Ludmilla entfernt, aber trotz der schmutzigen Scheibe gut zu erkennen.

Sie holte tief Luft. Das Zittern ließ kaum nach. Ihre Augen brannten wieder. Sie spürte den Tränendruck, und sie ballte die Hände zu Fäusten, wobei sie den Kopf anhob, ihn in den Nacken drückte, und ihre Lippen Worte flüsterten, die sie nicht verstand.

Dann schaute sie wieder nach vorn.

Der Kopf war immer noch da. Das Gesicht zeichnete sich deutlich ab, auch das strohblonde Haar, das wild in alle Richtungen abstand.

Aus ihrem Mund drang ein tiefes Stöhnen. Der Schweiß klebte auf dem Gesicht. Sie wußte nicht, was sie jetzt tun wollte, und sie hatte ihre feuchten Hände gegen die Scheibe gepreßt, wo die Haut Schwitzflecken hinterließ.

Schwebte der Kopf näher?

Nein, er blieb in der Baumkrone. Aber er zog sich einige Sekunden später zurück. Ein letztes Bewegen der Blätter, dann fielen sie wie ein Vorhang zusammen, und Ludmilla konnte nichts mehr erkennen. Alles war wie sonst.

Sie schloß die Augen. Ihr eigenes Schicksal war in den Hintergrund getreten, jetzt drehten sich ihre Gedanken nur mehr um den Kopf, zu dem sicherlich ein Körper gehörte. Sie rief sich das Aussehen noch einmal in die Erinnerung zurück und fing plötzlich an zu frieren, als sie daran dachte.

Das war kein richtiger Mensch gewesen. Auf keinen Fall, nein, so etwas war unmöglich. Kein Mensch, sondern ein Schädel, der zwar zu einem menschlichen Körper gehört, aber dieser Kopf hatte ausgesehen, als paßte er zu einem Toten.

Ihr Herz klopfte wie wild. Auf einmal saß auch ihre Kehle zu. Sie merkte, daß etwas in ihr hochstieg und sich bitter auf ihre Zunge legte. Galle und Magensäfte, irgendein Zeug, das durch die Aufregung entstanden war. Ludmilla atmete heftig, als sie vom Fenster wegging und sich auf das Bett hockte.

Was hatte sie gesehen? Warum hatte sie es gesehen? Hing es mit ihrem eigenen Schicksal zusammen?

Sie wußte nichts. Jede Antwort wäre Spekulation gewesen, aber ihr war klar, daß sich dort etwas getan hatte. Etwas, das mit dem normalen Verstand nicht zu erklären war. Hatte nur sie diesen Kopf gesehen, oder war er auch anderen aufgefallen?

Nein, wahrscheinlich nicht, denn irgendwelche Reaktionen hatte sie nicht erlebt. Außerdem wunderte sie sich noch jetzt über die brutale Deutlichkeit des Gesichts, obwohl die Entfernung doch ziemlich groß gewesen war. Das paßte alles nicht zusammen, das war unlogisch, aber es schien einen Zusammenhang zwischen ihr und dem Kopf zu geben.

Ludmillas Blick fiel auf den Kühlschrank. Sie spürte wieder den brennenden Durst, stand auf und öffnete die Tür. Jetzt wollte sie kein Wasser mehr trinken, sondern Bier, und sie holte eine Dose des holländischen Gebräus hervor.

Nach dem Aufreißen der Lasche quoll der weiße Schaum hervor und benetzte auch ihre Finger. Sie setzte die Dose an, trank heftig und fühlte sich später erfrischt.

Was war da draußen geschehen?

Dieser Anblick wollte ihr einfach nicht aus dem Gedächtnis entschwinden. Einen schwebenden Kopf konnte es nicht geben. So etwas war einfach Wahnsinn. Er mußte noch einen Körper haben, schließlich war er auf eine gewisse Höhe gekommen, da mußte jemand den Baum hinaufgeklettert sein.

Eine Frau?

Ja, das Gesicht, auch wenn es so verzerrt war, es hatte einer Frau gehört. Auch die Haare paßten dazu, obwohl sie wie Stroh abgestanden hatten. Diese Frau hatte etwas von ihr gewollt, das stand fest.

Sie war erschienen, um ihr eine Botschaft zu vermitteln.

Welcher Art?

Ludmilla lachte scharf auf und bekam den Eindruck, wieder weinen zu müssen, aber sie schaffte es, ihre Tränen zurückzuhalten.

Plötzlich erinnerte sie sich wieder daran, weshalb sie überhaupt in

diesem schmutzigen Zimmer hockte, und das Gefühl der Hoffnungslosigkeit überschwemmte sie wie eine gewaltige Woge.

Sie stand auf.

Die leere Büchse fiel ihr dabei aus der Hand und rollte über den Boden, während sich Ludmilla bereits dem Fenster näherte. Von einem Augenblick zum anderen hatte sie einen Tiefpunkt erreicht, und sie erinnerte sich daran, was ihr die beiden Männer gesagt hatten. Daß sie es nicht wagen würde, sich aus dem Fenster zu werfen und in den Tod zu fallen.

Sie irrten sich.

Sie würde es tun.

Und die Polizei würde kommen, um Nachforschungen anzustellen. Wahrscheinlich führten die Spuren dann zu zu Susa und Chicon, und möglicherweise brachte ihr Selbstmord die Kerle vor den Richter, wo sie auch abgeurteilt wurden.

So hatte ihr Tod wenigstens einen gewissen Sinn gehabt.

Vor dem Fenster blieb sie stehen. Sie hörte sich selbst laut atmen, und sie zitterte am ganzen Körper. Ihr Blick wanderte nach rechts, wo sich der Fenstergriff befand.

Sie brauchte ihn nur zur Seite zu hebeln, und dann war das Fenster offen, und sie hatte freie Bahn.

Jetzt oder nie!

Jetzt!

Ihre Hand umfaßte den klebrigen Griff. Er ließ sich mühelos drehen, und wenig später zerrte sie das Fenster auf. Ein Schwall schlecht riechender Luft drang ihr entgegen. Ludmilla drehte den Kopf. Sie warf einen letzten Blick auf das Bett, als wollte sie von ihm Abschied nehmen.

Dann richtete sie den Blick nach vorn.

Wieder konnte sie den Dschungel erkennen. Die Bäume mit ihren Kronen bildeten ein ebenso dichtes Geflecht wie auch das Unterholz, das aussah wie eine undurchlässige Wand.

Ludmillas Mund zuckte.

Nur keine Tränen jetzt. Nur keine Tränen! schärfte sie sich ein. Du hast dich einmal entschlossen, und jetzt gibt es für dich keinen Weg zurück.

Sie schaute in die Tiefe.

Zum erstenmal sah sie die Hauswand und wunderte sich, daß daran keine Pflanzen Halt und Nahrung fanden.

Damit kam die Frau nicht zurecht. Das hatte sie noch nie gesehen.

Sie entdeckte auch über sich lange Blätter, lianenartige Gewächse, die wie dünne, krumme und fettig aussehende Arme nach draußen wuchsen.

Sie bewegten sich sogar…

Lag es am Wind?

Ludmilla war schon durcheinander. Sie kam mit diesen Dingen einfach nicht zurecht. Zugleich fragte sie sich, warum sie das überhaupt interessierte?

Für sie war es wichtig, der nahen Zukunft zu entkommen, das schaffte sie nur durch ihren Tod.

Einfach kippen. Es war doch so leicht.

Wieder warf sie einen Blick in die Tiefe. Der Boden unter ihr lag zwar fest und glatt, aber er schwankte trotzdem und kam ihr vor wie ein gewaltiges Meer.

»Ich tue es!« flüsterte sie und stemmte sich auf der schmalen Fensterbank in die Höhe.

Sie hockte sich darauf. Das erste Schwindelgefühl überkam sie.

Ludmilla glaubte, auf der schmalen Bank von einer Seite zur anderen geweht zu werden.

Unter ihr schaukelte das Wasser. Es lockte sie. »Spring!« schien es zu schreien.

Und sie tat etwas. Wie ein Stein ließ sie sich in die Tiefe fallen, wobei sie noch den Namen ihrer Mutter schrie…

***

Pepe Marcas hatte die letzten beiden Tage wie im Traum erlebt und die Erinnerung an diese Gestalt einfach nicht unterdrücken können.

Er hatte immer darauf gehofft, daß der Reporter noch einmal zu ihm zurückkehrte, um mit ihm zu reden, aber die Hoffnung war vergebens gewesen. Vielleicht hatte er es sich auch überlegt und war wieder zurück in seine Heimat geflogen, obwohl Pepe ihm so etwas nicht zutraute, denn er gehörte zu den Menschen, die ein Versprechen einhielten.

Da war dann noch die Sache mit seinem Freund, den er hatte nach Manila holen wollen. Es konnte ja sein, daß sich Probleme ergeben hatten, und Pepe wollte ihm noch einen Tag geben, bis er sich wieder traute, ihn im Hotel anzurufen.

Seiner Frau Vicenca ging es auch nicht besser. Es war ihr bisher nicht gelungen, die Begegnung mit diesem Wesen zu verkraften. Sie sprach immer wieder davon, und wenn sie dieses Thema mal nicht anschlug, dann dachte sie daran.

Das hatte sich auf ihr Verhalten geschlagen. Von ihrer Normalität war nicht mehr viel übriggeblieben. Ihr Temperament war verlorengegangen. Sie war in eine Trauer oder Depression gefallen und fühlte sich nur in der engen Wohnung sicher. Sie fürchtete sich davor, sie zu verlassen, was natürlich ihr Mann nicht verstand. Er hatte versucht, mit seiner Frau zu reden, aber Vicenca hatte ihn nur angeschaut und zugleich durch ihn hindurchgesehen, als wäre ihr

Blick auf etwas völlig anderes konzentriert.

Eigentlich hätte sie sich im Laufe der Zeit mit gewissen Dingen anfreunden und sie zugleich vergessen müssen, das war bei Vicenca leider nicht der Fall gewesen. Zu Beginn des zweiten Tages war sie in Schweiß gebadet erwacht, hatte sogar geschrien und sich dann vor den kleinen Marienaltar gekniet, um zu beten.

Ohne eine große Hoffnung auf Antwort zu bekommen, hatte Pepe gefragt, was sie bedrückte, und seine Frau hatte ihm mit kaum zu verstehender Stimme erklärt, daß dieser Tag und die folgende Nacht die Entscheidung bringen würde.

»Welche Entscheidung?«

»Warte es ab, Pepe.«

Dem Mann war nichts anderes übrig geblieben, denn Vicenca zeigte sich wieder verstockt. Er hatte versucht, seiner Arbeit nachzugehen. Es mußte immer irgendwo etwas repariert werden, zudem gab es da noch ein besonderes Problem.

Es hing mit dem Bewuchs der Hauswände zusammen. Nun wußte jeder, daß sich die Natur im Laufe der Zeit immer das zurückholte, was ihr genommen worden war, aber nicht in der Art, wie Pepe es an dem einen Hochhaus, in dem er wohnte, erlebte. Da waren die Pflanzen aus dem Mauerwerk gestoßen, als hätten sie sich in seinem Innern ausgebreitet. Wenn man logisch vorging, was gar nicht möglich war, wobei es Pepe trotzdem versuchte, dann mußten sie sich durch das Fundament nach oben gewühlt haben und hatten sich durch nichts, aber auch durch gar nichts aufhalten lassen.

Jetzt brauchten sie freie Bahn und drückten sich aus dem Mauerwerk hervor. Zudem glaubte Pepe daran, daß sie gerade in den letzten beiden Tagen ihre Anstrengungen noch verstärkt hatten, als wären sie schon dabei, das gesamte Haus zu verschlingen.

Fettige, biegsame und kaum zu zerreißende Pflanzenarme, die sich Pepe genau angeschaut hatte. Er hatte sie auch angefaßt und den Eindruck gehabt, als führten sie ein eigenes Leben. Er hatte seine Hand um sie geschlossen, und die lianenartigen Gewächse hatten ihn tatsächlich an den feuchten Körper einer Wasserschlange erinnert.

Über dieses Rätsel dachte er ebenfalls nach. Mit seiner Frau hatte er darüber nicht gesprochen und auch nicht mit anderen Bewohnern, die ihn vielleicht ausgelacht hätten.

Ein paarmal waren ihm auch die beiden Zuhälter Susa und Chicon über den Weg gelaufen. Das fette Grinsen auf ihren Gesichtern hatte ihm gar nicht gefallen. Es trat immer dann auf, wenn sie eine besonders gute Beute untergebracht hatten. Das bedeutete bei ihnen, daß sie sich wieder eine Frau genommen hatten.

Er kam gegen sie nicht an. Er hätte ihnen am liebsten die grinsenden Gesichter zerschlagen, denn er wußte, welcher »Arbeit« sie

nachgingen, aber die Furcht vor ihnen war bei ihm zu groß. Pepe Marcas traute sich auch nicht, sie bei der Polizei anzuzeigen, aus Angst, an einen der vielen korrupten Beamten zu geraten.

Also mußte er es hinnehmen, und darauf hoffen, daß die beiden irgendwann der Teufel holte.

Es wurde Mittag.

Pepe wußte, daß seine Frau gekocht hatte, und er kehrte pünktlich von seinem Rundgang zurück. Er war im Nachbarhaus gewesen und hatte dort eine Leitung geflickt, nicht mehr als ein Tropfen auf den heißen Stein, denn alles vergammelte.

Den Nachmittag wollte er sich frei nehmen. Dieser Tag war nicht sein Tag. Er wollte es Vicenca gegenüber ja nicht zugeben, aber sie schien recht zu haben.

Etwas näherte sich diesem Haus. Eine dunkle, aber noch unsichtbare Wolke, und es konnte durchaus mit dem Erscheinen der schrecklichen Wesen zusammenhängen.

Als er die kleine Wohnung betrat, mußte er schnuppern. Die Werkzeugkiste stellte er ab, und er sah, wie seine Frau in einem großen Topf herumrührte.

»Was kochst du denn da?«

»Eine Suppe.«

»Gut.«

»Ich weiß. Sie ist auch besonders gut geworden. Es kann sein, daß es unsere letzte ist.«

Pepe war am Waschbecken stehengeblieben, drehte das Wasser noch nicht auf, sondern fragte nur: »Warum sagst du so etwas?«

Vicenca schaute ihn nicht an. Sie erwiderte nur: »Ich spüre es, Pepe. Ich spüre es genau.«

»Was denn?«

»Das andere.«

»Das Grauen?«

»Wie du willst.«

Er stöhnte auf. »Verdammt noch mal, sag doch, was du wirklich meinst, Frau.«

Sie ließ den Löffel los und trat vom Herd zurück. Dann hob sie die Arme und deutete dabei in die Runde. »Wir sind nicht mehr allein hier in der Wohnung und hier im Haus. Damit meine ich nicht die anderen Bewohner, sondern etwas ganz anderes. Etwas Schreckliches, das wir uns bisher nicht vorstellen konnten. Irgendwo haben wir es immer gespürt. Der Pfarrer hat davor gewarnt, andere Menschen auch, aber wir haben nicht aui ihre Worte gehört, und dafür werden wir bezahlen.«

»Meinst du die Wesen?«

»Auch sie.«

»Und was noch?«

Vicenca hob die Schultern und rührte wenig später die Suppe wieder um. »Wir werden es erleben. Wasch dir die Hände, Pepe, du kannst essen, und genieße es noch einmal.«

»Das hört sich an, als würdest du mir meine Henkersmahlzeit auf den Tisch stellen.«

»Vielleicht hast du recht damit.«

Er drehte endlich das Wasser an und hielt seine Hände unter den dünnen Strahl. »Verdammt noch mal, erzähl doch keinen Mist, Vicenca! Du macht ja nicht nur dich verrückt, sondern auch mich gleich mit. Man kann ja nicht mehr normal denken.«

»Was ist denn schon normal?«

»Denkst du jetzt so?« Pepe fing damit an seine Hände abzutrocknen.

»Das solltest du auch tun. Du brauchst dich nur an dieses Wesen zu erinnern.«

Er setzte sich an den Tisch. »Ja, Frau, ja, aber es hat mir nichts getan.«

Sie schöpfte Suppe auf Pepes Teller und runzelte dabei die Stirn.

»Es hat dir nichts getan, aus welchen Gründen auch immer. Aber es ist nicht gesagt, daß dies auch so bleiben wird.«

»Was meinst du denn damit?«

Vicenca stellte den Teller ab. »Das kann ich dir sagen. Die nächste Begegnung wird schlimm werden.«

»Und was macht dich so sicher?«

»Wir können der Rache nicht entgehen. Wir haben uns lange genug an der Umwelt und an der Natur versündigt. Es ist einfach eine logische Folge, daß sie nur zurückschlägt, und zwar mit den Mitteln, die die Menschen begreifen, Pepe.«

»Durch Tod.«

»Ja..«

»Auch Mord.«

»Zum Beispiel.«

Pepe schwieg aus zwei Gründen. Zum einen hatte er Hunger und wollte essen, zum anderen hatte es keinen Sinn mehr, sich mit Vicenca darüber zu unterhalten. Sie sah einfach alles zu negativ, zu bedrohlich, aber sah sie es auch falsch?

Er hörte, wie sie betete. An diesem Mittag waren es andere Worte, die aus ihrem Mund drangen. Sie flehte darum, erhört zu werden.

Sie bat den Herrgott, den Rachefeldzug zu stoppen. Sie schwor Besserung, und sie schwor auch, sich mit ihrer ganzen Kraft dafür einzusetzen, daß die Menschen die Natur nicht noch mehr vergewaltigten.

Pepe saß da und aß. Trotz der heißen scharfen Suppe und trotz der stickigen Luft war ihm kalt geworden. Auf seinem Rücken lag eine

Platte aus Eis, die sich immer weiter bewegte und ihn regelrecht zittern ließ.

Auch seine Frau aß. Sie saßen im rechten Winkel zueinander. Hin und wieder warf Pepe ihr einen Blick zu, aber Vicenca schaute nicht auf, sondern starrte nahezu blicklos auf ihren Teller und auch auf den Löffel, der in ihrer Hand zitterte.

Die ersten Bissen hatten ihm geschmeckt, die Suppe war wirklich gut und kräftig, auch die Bohnen darin waren in Ordnung, aber je länger er aß, und je mehr er nachdachte, um so stärker zog sich sein Magen zu.

Schließlich legte er den Löffel weg.

Vicenca schaute zur Seite und ihn damit an. »Du willst nichts mehr essen, Pepe?«

»Nein. Ich habe keinen Hunger mehr.« Mit seinem Stuhl rückte er zurück.

»Schmeckt es dir nicht?«

»Mir ist der Appetit vergangen.«

»Dann spürst du auch den Druck?«

Marcas hob die Schultern. »Kann sein.« Er wischte sich die Schweißtropfen von seinem dünnen Oberlippenbart. »Es ist alles möglich, ich bin – verdammt noch mal, ich weiß es selbst nicht genau.«

Auch Vicenca aß nicht mehr. »Was willst du denn jetzt machen?« erkundigte sie sich.

»Für heute habe ich meine Arbeit beendet.«

»Dann gehst du nicht mehr weg?«

»So ist es.« Er nickte zweimal, um die Antwort zu bekräftigen.

»Das ist gut, Pepe.«

»Wieso ist das gut?«

»Dann können wir zusammenbleiben, verstehst du? Wir müssen uns aufeinander verlassen, das allein ist wichtig. Wir sind eben – nun ja, wir haben uns…«

Er stand auf. »Behalte es für dich, Frau. Ich werde mich hinlegen. Ich möchte schlafen. Und wenn es dich beruhigt, dann will ich dir sagen, daß du recht hast.« Er beugte sich nach vorn, um in das Gesicht seiner Frau schauen zu können. »Ja, Vicenca, auch ich habe das Gefühl, daß sich etwas verdichtet, daß etwas auf uns zukommt. Bete zu Gott, daß wir dieser Rache entgehen können.«

Nach diesen Worten erschien auf dem Gesicht der Frau ein Lächeln, über das sich Pepe nur wundern konnte. »Danke«, sagte sie leise. »Ich danke dir, daß du so denkst.«

Er strich über ihr Haar, das noch immer so schwarz war wie bei der Heirat. »Nun ja, ich denke, daß wir uns nichts vorzuwerfen haben, wir persönlich, meine ich.«

Vicenca lächelte etwas verloren. »Dann drücke uns die Daumen, daß es auch die andere Kraft weiß.«

Pepe wußte keine richtige Antwort und sagte deshalb: »Ich gehe jetzt schlafen. Ich versuche es zumindest.«

»Tu das.« Sie schaute ihm nach, wie er mit müden Schritten auf den Vorhang zuging und dahinter verschwand. Sie hörte noch das Knarren des Bettes, dann wurde es still.

Vicenca Marcas blieb am Tisch sitzen und faltete die Hände zum Gebet.

Es war die einzige Hoffnung, die ihr blieb…

***

Zehn Minuten mochten vergangen sein, als die Frau ihre Hände wieder auseinanderzog, sich erhob, lang seufzte und dorthin lauschte wo ihr Mann schlief.

Sie hörte keine Atemzüge, was eigentlich darauf schließen ließ, daß Pepe keine Ruhe gefunden hatte. Wenn er schlief, dann schnarchte er, als wollte er einen ganzen Wald abholzen. Ihr gefiel der Vergleich nicht, und sie schüttelte den Kopf.

Vicenca erinnerte sich wieder an ihre hausfraulichen Pflichten und räumte den Tisch ab. Sie stellte das Geschirr auf das Brett neben dem Waschbecken und dachte daran, daß sie heißes Wasser brauchte, um es reinigen zu können.

Nein, heute nicht. Sie würde es lassen. Wenn sie überlebten, dann würde es ihr geradezu Spaß machen, diesen so verflucht normalen Vorgängen nachzugehen, aber jetzt nicht.

Den noch gut gefüllten Suppentopf stellte sie auf den Ofen und streifte den Kittel ab, den sie an einen Haken an der Tür hängte. Sie trug nur noch das alte Sommerkleid, dessen kleine Blumen im Laufe der Zeit verblaßt waren. Das Kleid saß viel zu eng, denn in den letzten Jahren hatte die Frau zugenommen. An den Hüften waren die Speckrollen wie Würste zu sehen, aber das machte ihr nichts, und auch ihr Mann hatte sich noch nicht über ihre Figur beschwert.

Sie trat ans Fenster!

Es war der einzige Kontakt in den letzten Tagen zur Außenwelt gewesen. Sie selbst hatte keinen Schritt vor das Haus gesetzt und fühlte sich auch jetzt nicht dazu in der Lage. Sie wollte in der Wohnung bleiben und aus der relativen Sicherheit hervor alles beobachten.

Vicenca Marcas erschrak, als sie sah, wie weit sich die Natur bereits an das Haus vorgewagt hatte. Für einen Moment war sie auch überrascht. Dann wischte sie an den Augen entlang, als könnte sie das Bild vertreiben, doch das war nicht möglich.

Ihre Augen hatten sie auf keinen Fall getäuscht. Der Dschungel hatte

sich ausgebreitet, und er war dabei, immer näher zu kommen.
Man konnte leicht ausrechnen, wann sich die Pflanzen an der Hauswand in die Höhe ringelten. Aber hatten sie das nicht schon getan?
Sie erinnerte sich daran, daß ihr Mann kurz davon gesprochen hatte, da aber war sie ziemlich abwesend gewesen und hatte gar nicht richtig zugehört.
Das war nicht normal!
Für Vicenca stand es fest. So schnell konnte selbst der Regenwald nicht wachsen. Hier spielten Kräfte eine Rolle, die Menschen nicht mehr unter Kontrolle hatten. Alles hatte sich geändert. Nichts stimmte mehr. Gewisse Dinge waren in Fluß geraten, die Natur war wütend geworden, und die Menschen hatten den Bogen überspannt.
An manchen Tagen sogar verdammt weit, denn dann waren die Müllkippen wie grausame Monstren, die ihren Atem ausspien. Sie drückten oft den schwefelgelben Nebel in die Nähe der Häuser, und die Menschen waren nahe daran zu ersticken. Viele liefen dann nur mehr mit Tüchern vor den Mündern nach draußen und bewegten sich durch einen Alptraum.
Sie drehte sich um, schaute dabei zu Boden und runzelte die Brauen, weil ihr etwas aufgefallen war.
Vicenca bückte sich. Wegen ihres Gewichts konnte sie den Körper nur langsam bewegen, aber sie kam nicht mehr dazu, die Hand auszustrecken, um zu sehen, was sich da am Boden abzeichnete.
Etwas hatte sie gestört.
Ein feines, zugleich aber unangenehmes Geräusch, mit dem sie zunächst nicht zurechtkam. Erst als sie es erneut hörte, fiel ihr auf, daß es nur ein Knirschen sein konnte, als wäre jemand dabei, einen Nagel im Mauerwerk zu drehen.
Die Frau hielt den Atem an. Langsam, sehr langsam nur drehte sie sich um, weil sie in die Richtung schauen wollte, aus der sie das Geräusch gehört hatte.
Es war die gegenüberliegende Wand, wo auch das Waschbecken befestigt war.
Etwas rieselte in Kopfhöhe zu Boden. Kalk- oder Betonstaub. So genau wußte sie das nicht. Auch auf der Spüle blieb es liegen, und Vicenca faßte sich ein Herz. Sie trat zitternd näher, den Blick nicht von der Stelle gewandt, wo das Seltsame geschah. Dann machte sie eine zweite Entdeckung, die sie schon erschreckte. Unter dem Loch sah sie plötzlich die feinen Risse. Am Morgen waren sie noch nicht vorhanden gewesen.
Vicenca hielt den Atem an.
Schweiß rann ihren Nacken hinab. Es war klar, ein kühles Rinnsal, aber sie achtete nicht darauf, denn wieder wurden ihre Augen wie

magnetisch von dem kleinen Loch angezogen, das sich inmitten der Wand zeigte.

Es war gefüllt.

Dort drückte sich etwas vor.

Sie hielt den Atem an.

Es sah dunkel aus, war aber nicht schwarz und hatte endlich den Lochrand hinter sich gelassen. In der nächsten Sekunde sprang die Spitze förmlich auseinander, wie etwas, das aufblühte, und das war auch in der Tat der Fall.

Kleine, grüne Blätter – sternförmig verteilt präsentierten sie sich ihr, als wollten sie eine Botschaft vermitteln.

Die Frau begriff die Welt nicht mehr. Sie rekapitulierte, daß sich die Wand geöffnet und sich etwas hervorgeschoben hatte.

Eine Pflanze.

Klein, aber dennoch kräftig, und in gewisser Hinsicht war sie auch nur die Spitze eines Eisbergs, denn hinter ihr steckte noch eine andere Kraft. Vicenca drehte sich um, und sie wunderte sich plötzlich, wie locker sie doch war. Dann schaute sie endlich auf eine gewisse Stelle am Boden, und sie erkannte, daß es kein schwarzer Fleck war, sondern ebenfalls ein zartes Pflänzchen, das sich mit der Macht eines Bohrers durch den Bodenbelag gedreht hatte.

Es war soweit, und Vicenca wußte es. In ihrem Zimmer blieb sie wie eine Göttin stehen, den Blick nach innen gerichtet, und sie dachte über die Rache der Natur nach.

Lange blieb sie nicht auf ihrem Platz stehen. Was sie gesehen hatte, darüber mußte sie mit ihrem Mann sprechen, damit sie gemeinsame Entscheidungen treffen konnten.

Pepe aber schlief.

Vicenca schüttelte den Kopf und schaute auf die bewegungslose, halb auf die rechte Seite gerollte Gestalt. Ausgerechnet jetzt mußte er einschlafen. Sie kannte ihren Mann. Er wurde unleidlich, wenn man ihn aus dem Schlaf riß, und das konnte sie nicht riskieren. Es gab sowieso schon Ärger genug.

Vicenca ging wieder zurück in die Küche und schaute sich die beiden Pflanzen an. Seltsam, sie fürchtete sich nicht vor ihnen. Inzwischen hatte sie sich an dieses Stück Natur in einer ungewöhnlichen Umgebung gewöhnt und sich irgendwo damit angefreundet.

Gewachsen waren sie nicht, und sie hatten sich auch nicht weiter vorgeschoben. Sie blieben, als wollten sie sagen: Hier bin ich und hier bleibe ich. Das ist mein Land. Dort vertreibt ihr mich nicht.

Vicenca Marcas lächelte, als ihr diese Gedanken kamen. Die Pflanzen hatten im Prinzip recht. Das war auch ihr Land. Davon waren sie durch Menschenhand vertrieben worden, und niemand konnte ihnen eine Rückkehr verwehren, auch wenn die Menschen es anders sahen.

Die Frau ging auch nicht davon aus, daß sich die Pflanzen nur in ihrer Wohnung gezeigt hatten, nein, die waren und die mußten auch in andere Räume eingedrungen sein. Still, heimlich und unheimlich hatten sie diesen verdammten Betonkasten unterwandert und ihn zu einer Beute gemacht.

Darüber lächelte sie, zum ersten mal, und seltsamerweise fühlte sie sich sogar gut. Die bedrückende Furcht war verschwunden, das neue Erlebnis hatte das alte zurückgedrängt. Die Begegnung mit diesem Wesen erschien ihr in der Erinnerung weniger schlimm, aber trotzdem traute sich Vicenca nicht, vor die Tür zu gehen. Sie wollte so lange warten, bis sie einfach das Bedürfnis überkam.

Aus dem Nebenraum hörte sie das Schnarchen ihres Mannes. Die Laute waren unregelmäßiger geworden, hin und wieder durch ein schnelles Schnappen nach Luft unterbrochen. Sie hörte auch Pepes Stimme, aber sie verstand nicht, was er vor sich hinbrabbelte.

Die üblichen Geräusche entstanden, wenn sich jemand auf der Liege bewegte. Ein Beweis dafür, daß Pepe im Begriff war, langsam aufzustehen. Schlurfende Schritte, der Vorhang wurde zur Seite gedrückt, dann erschien ein müder und noch gähnender Mann auf der Schwelle, der seine Hose hochzog, sich durch die Haare fuhr und über sein verschwitztes Gesicht wischte. »Verdammt heiß hier!« entfuhr es ihm.

Vicenca nickte nur.

Das gefiel Pepe nicht. »Was ist?« fragte er. »Habe ich etwas Falsches gesagt?«

»Nein, es ist heiß.«

»Meinte ich doch.« Er gähnte wieder. Die beiden Pflanzenreste hatte er nicht gesehen. Ihn interessierte weder der Fußboden noch die Wand. Außerdem hatte er genug mit sich selbst zu tun und kratzte mit den Fingern über seinen Rücken. »Der Reporter hat sich zwischenzeitlich nicht gemeldet – oder?«

»Leider nein.«

»Er ist ein Hundesohn!« schimpfte Pepe.

»Warum?«

»Frag nicht so blöde. Er hatte es mir versprochen. Wir wollten die Probleme gemeinsam angehen. Ich bin davon überzeugt, daß noch mehr von diesen komischen Wesen hier in der Nähe herumlaufen. Wir wollten ihnen auf die Schliche kommen.«

»Laß es lieber.«

»Warum denn?«

»Ist es deine Sache, Pepe? Sollen wir Menschen nicht akzeptieren, daß wir nicht alles machen können und uns gewisse Grenzen gesetzt sind?«

Pepe staunte seine Frau an. »He, wie redest du denn? Das kenne ich

nicht von dir?«
»Ich habe eben nachgedacht.«
»Wann?«
»Ich hatte Zeit genug.«
»Richtig.« Er schlug mit der flachen Hand auf die Stuhllehne. »Ich gebe dir recht. Wir müssen unsere Grenzen aufgezeigt bekommen. Wenn ich nur an diese verdammten Müllberge und den Mülltourismus denke, wird mir übel. Das aber ist noch kein Grund, sich keine Sorgen machen zu dürfen.«
»Davon hat auch niemand gesprochen.«
»Das hörte sich beinahe so an.«
»Quatsch. Ich habe mich damit abgefunden. Ich will auch nicht wissen, wer diese Wesen sind und woher sie kommen. Vielleicht haben sie sich aus dem Müll entwickelt. Wer kann das schon sagen, was sich dort abspielt? Was da alles zusammenkommt und schließlich ein furchtbares Gebräu bildet. Irgendwo geschieht es uns recht. Wir haben der Natur alles weggenommen, und jetzt holt sie es sich auf ihre Art und Weise zurück.«
»Das hast du schon mal gesagt.«
»Man kann es nicht oft genug wiederholen.«
Pepe winkte ab. Er stellte fest, daß seine Hose rutschte. Er streifte die grauen Hosenträger über das alte Hemd mit den halblangen Ärmeln. Dann schaute er zum Fenster. Die beiden kleinen Pflanzen waren ihm noch immer nicht aufgefallen. »Draußen ist es zwar auch nicht viel besser als in dieser Bude, aber ich werde trotzdem mal nachschauen.«
»Was willst du da?«
»Einen Rundgang machen. Das gehört zu meiner Arbeit. Du kannst ja mitkommen.«
»Nein, will ich nicht.«
»Dann bleib hier.«
»Klar.«
Aus einem offenen Fach im Schrank holte er seine Zigaretten und steckte sie ein. Mit der anderen Hand zerdrückte er blitzschnell einen Käfer, der über das Holz kroch. Ein dunkler, fettiger Fleck blieb zurück, und Pepe grinste verbissen.
Seine Frau sagte nichts. Sie schaute zu, wie Pepe die Bude verließ und sie hoffte, daß er Vernunft annehmen und bald so denken würde wie sie. Sonst war alles zu spät. Ihrer Meinung nach steckten sie in einer Falle, die bis auf einen winzigen Ausgang bereits zugeschnappt war.
Pepe Marcas pustete, als er das Haus verließ. Die Luft war einfach widerlich geworden. Dieser Tag gehörte zu den schlimmen, und er war noch nicht zu Ende. Wenn die Dämmerung herandrängte, wurde es noch schlimmer, dann sank die Luft wie eine große Bleiplatte nach

unten.

Pepe blieb dort stehen, von wo er die Müllberge sehen konnte. Da war es noch schlimmer. Wie die Buckel irgendwelcher Ungeheuer zeichneten sie sich ab, umgeben von einem grauen Schleier. Pepe wußte, daß Unheil in der Luft lag.

Kein Wind kühlte. Die Luft stand wieder einmal, und die Stimmen der Menschen klangen lauter, obwohl sie gar nicht so kräftig gesprochen waren. Viele Menschen hatten das Wohnsilo verlassen und hielten sich draußen auf. An einem Tag wie diesem würden sie kein Feuer entfachen, um die Luft nicht noch schlechter zu machen.

Zwar bewegte sich jeder wie sonst auch, aber es kam Pepe nicht so vor. Alle gingen langsamer, sie waren träger geworden, als läge eine schwere Last auf ihnen.

Auch Marcas spielte mit. Er schlich umher wie ein alter Mann. Die Müllhalden wollte er nicht mehr sehen, deshalb war er auf die andere Seite gegangen.

Sein Blick fiel auf den Dschungel!

Das war eine andere Welt. Unheimlich, rätselhaft und auch gefährlich. Er hatte den Tropenwald nie geliebt. An diesem Tag aber haßte er ihn. Da hätte er ihn mit Stumpf und Stiel ausrotten können. Für ihn kam die Gefahr nicht nur von den Kippen, auch der Wald hielt sie bereit. Irgendwann würde sie zuschlagen und keine Rücksicht auf Menschen nehmen.

Zwei Frauen gingen auf den Hantereingang zu. Sie schleppten Körbe mit Wäsche. Beinahe wären sie gestolpert, und Pepe wurde durch diese ruckartigen Bewegungen aufmerksam. Er schaute hin und entdeckte die Wurzel oder Planze, deren Kraft den Erdboden regelrecht aufgebrochen hatte, um den Weg in die Freiheit zu suchen.

Für Pepe war es ein Gruß aus dem Dschungel, der sich unter der Erde an das Haus herangeschlichen hatte. Er kannte die Natur, die sich zwar zurückzog, sich dabei aber immer wieder erneuerte, um das verlorene Terrain erneut zu besetzen.

Der Hausmeister war mißtrauisch geworden. Er konnte sich nicht vorstellen, daß nur eine Pflanze den Boden durchbrochen hatte. Da mußte es mehrere geben.

Und jetzt, wo er sich auf seine Umgebung konzentrierte, fiel es ihm auch auf.

Die Erde war an verschiedenen Stellen aufgebrochen oder war noch dabei, aufzubrechen. Sie zeigte Risse, die ein regelrechtes Netz bildeten. Dann sah er die grünen Blätter aus den Lücken stoßen.

Krumme Stengel, die sich auf den Boden gelegt hatten wie müde Schlangen.

Sein Blick wanderte weiter.

Er erfaßte die Hauswand.

Weiter führte er in die Höhe, dort, wo sich die graue Fläche ausbreitete und von den kleinen Fenstern immer wieder unterbrochen wurde. Dafür hatte Pepe keinen Blick mehr. Seine Augen weiteten sich, als er das Fremde entdeckte.

Auch das Haus war bereits in Mitleidenschaft gezogen worden.

An verschiedenen Stellen hatte es die Natur geschafft, das Mauerwerk aufzubrechen. Die Pflanzen mußten sich heimlich von unten her hineingeschlichen haben, und mit ihrer immensen Kraft hatten sie jedes Hindernis spielend überwunden.

Das war unwahrscheinlich und unglaublich. Weiter oben waren sie schon weiter hervorgedrungen, fast wie lange, grünbraune Arme oder wie Tentakel, die noch bewegungslos waren.

Jemand öffnete ein Fenster.

Es mußte der sechste Stock sein, so genau konnte Pepe es nicht abschätzen, weil ihm die blonde Frau unbekannt war, die sich aus dem Fenster lehnte.

Da oben hausten die beiden Hundesöhne, die Zuhälter. Das war Pepe schon bekannt. Und man hatte ihm auch von den Schreien berichtet, die oft genug aus der Wohnung gedrungen waren. Schreie von Frauen, die für ihre neue Arbeit präpariert wurden. Schlimmer konnte der Zynismus nicht sein. Das alles war für Pepe vergessen, als er sah, was die Frau vorhatte, daß sie auch dabei war, dieses Vorhaben in die Tat umzusetzen.

Sie kletterte.

Das hockte sie auf der Bank.

Pepe wollte schreien und ihr zurufen, daß sie es nicht tun sollte, er schaffte es nicht mehr.

Die Blonde war schneller.

Sie kippte in die Tiefe!

***

Ich falle! Ich schwebe! Ich entkomme den Sorgen! Es ist auf einmal so wunderbar. Alles liegt weit zurück. Ich brauche nicht mehr das zu tun, was die anderen wollen. Die Welt ist wieder bunt, und ich kann fröhlich sein.

Innerhalb kürzester Zeit jagten zahlreiche Gedanken und Vorstellungen durch Ludmillas Kopf. Zwar hatte sie den Namen ihrer Mutter gerufen, aber auch der Schrei war für sie nur ein Gedanke gewesen, und der verwischte sich mit den anderen.

Ludmilla hielt die Augen weit geöffnet. Sie wollte sie auch nicht schließen. Die letzten Sekunden der Freude wollte sie genau erleben.

Keine Trübung des Blickwinkels, und selbst den Aufprall wollte sie noch mitbekommen.

Sie bekam ihn mit!

Vorbei, alles ist vorbei. Der Aufschlag auf dem Boden. Ein plötzlicher, brutaler Tod, so, als hätte jemand das Licht ausgeschaltet.

Es passierte nicht.

Keine Dunkelheit. Statt dessen blieben ihre Gefühle, ihre Wahrnehmungen, aber Ludmilla hatte den Eindruck, als wäre ihr Wahrnehmungsvermögen verändert worden. Nicht mehr so schnell, langsamer jetzt, und jedes Bild blieb kurz stehen, bevor sie ein nächstes sah.

Sie schaute nach unten.

Sie sah den Boden noch immer tief unter sich. Sie sah auch einen Mann dort stehen und in die Höhe starren. Andere Menschen entdeckte sie ebenfalls. Die aber gingen weiterhin ihrer normalen Tätigkeit nach und warfen keinen Blick an der Hausfassade hoch.

Ich schwebe in der Luft!

Diese Tatsache schoß ihr durch den Kopf. Ich schwebe tatsächlich in der Luft. Es hat mich gepackt. Ich kann fliegen, ich kann mich halten. Ich soll nicht sterben. Man will mich nicht haben. Die Luft ist plötzlich hart geworden und weich zugleich. Sie hat mich auffangen können, und es ist wunderbar.

Warum falle ich nicht? Warum bleibe ich stehen? Warum bin ich nicht steif geworden?

Gerade die letzte Frage beschäftigte sie, denn sie merkte, daß alles anders geworden war, sie zwar bäuchlings in der Luft hing, aber nach unten schaute und sich dabei bewegte.

Federnd, nicht starr. Auf und ab, immer sehr leicht, als läge sie auf einem Pendel, das seine Kraft auch auf ihren Körper übertragen hatte. Es war so unerklärlich und…

Sie beruhigte sich. Es war alles okay. Sie hing vor der Wand. Sie konnte nicht fallen.

Warum nicht?

Ludmilla verdrehte die Augen und versuchte dabei, zur Seite zu schielen. Etwas mußte passiert sein, etwas Unbegreifliches. Wahrend sie die Augen verdreht hielt, sah sie etwas Grünes, das ihrer Körper umschlang und auch an ihren Armen vorbeigekrochen war, um sie zu umfangen.

Grün wie die Pflanze, wie ein Stück Natur, ein Gewächs mit langen Armen.

Lianen. Starke Arme, die federnd nachgaben, aber eine Gegenkraft einsetzen konnten, um etwas aufzufangen. So wie es bei ihr geschehen war. Lianen mitten in der Luft?

Beinahe hätte sie gelacht, das aber konnte sie sich sparen, denn es stimmte.

Ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Der Kopf war gefüllt mit Gedanken. Sie schaute sich um und versuchte herauszufinden, was da

passiert war. Ludmilla war mutiger geworden, denn sie vertraute den Kräften, die sie abgefangen hatten.

Genau da sah sie, was geschehen war. Beinahe hätte sie laut aufgelacht, denn aus der Hauswand war die Hilfe hervorgewachsen. Ein Gebüsch, die dehnbaren Zweige, die sie an starke Taue erinnerten, und plötzlich wußte sie, daß dieses Phänomen sie gerettet hatte.

Aus der Hauswand hatte sich die Natur hervorgedrückt und sie sicher abgefangen.

Sie schaukelte in der Luft. Jetzt konnte sie auch erkennen, daß sie von mehreren Armen umfangen worden war. Zu begreifen war das für Ludmilla nicht. Sie nahm es nur hin, und der wilde Moment der Freude wollte einfach nicht aufhören. Er war wie eine Flamme in ihr hochgepeitscht, und auch als sich Ludmilla in eine andere Position drehte, was diese Rettungsarme tatsächlich zuließen, bekam sie keine Schwierigkeiten. Alles klappte wie am berühmten Schnürchen.

Niemand stellte ihr hier ein Hindernis in den Weg.

Als sie sich gedreht hatte, da sah sie nicht weit von ihr entfernt eine schmutzige Fensterscheibe. So nahe daß sie nur die Arme auszustrecken brauchte, um sie anzufassen. Aber das Fenster war geschlossen. Um in die Wohnung zu gelangen, hätte sie es schon einschlagen müssen, was sie mit bloßen Händen kaum schaffen konnte.

Was tun?

Sie lag vor der Hauswand und konnte nicht anders, als laut zu lachen. Ein wildes Gelächter drang aus ihrem Mund, und jeder hätte es eigentlich hören müssen. Ihr Gesicht war verzerrt, der Schweiß klebte daran fest. Endlich begriff Ludmilla, daß ihr Leben zumindest vorläufig gerettet war.

Aber wie ging es weiter? Sie konnte hier nicht ewig und alle Zeiten vor der Hauswand in einem Geflecht von Lianen hängenbleiben. Da mußte doch etwas geschehen.

Es passierte auch was.

Die Scheibe bewegte sich. Sie wurde nicht eingeschlagen, denn jemand zog das Fenster von innen auf. Ein erstauntes Männergesicht starrte Ludmilla an, und die Frau glaubte, es vor kurzem schon gesehen zu haben, und zwar unter ihr im Hof.

Der Mann atmete heftig. Sein Atem keuchte ihr entgegen. Er hatte Mühe, ihr etwas zu sagen, aber Ludmilla mußte ihm einfach vertrauen, und sie freute sich, als er ihr die Arme entgegenstreckte.

»Ich helfe dir! Bleib ruhig, bleib ganz ruhig…«

Ludmilla konnte nicht mehr. Die Spannung löste sich in ihr, und sie fing an zu weinen…

***

Der Pfarrer hatte uns in sein Haus geführt, und wir befanden uns in einem Raum, in dem es nicht nur stickig war, obwohl zwei Fenster offenstanden, es war auch mit allerlei Kisten vollgestellt worden, so daß die wenigen Einrichtungsgegenstände beinahe verschwanden.

Der Schreibtisch des Geistlichen stand allerdings frei.

Oliveiro hatte etwas zu trinken geholt. Wasser schäumte in den Bechern, und der Pfarrer schaute gedankenverloren darauf. Sein Gesicht zeigte einen angespannten Eindruck, der Staub des nahen Friedhofs klebte noch an seiner Kleidung, und die ersten Fragen hatten wir ihm schon beantwortet. So wußte er mittlerweile, wie wir gerade auf ihn gekommen waren.

»Und warum ausgerechnet auf mich?« fragte er.

Bill antwortete und lächelte dabei. »Weil Sie mit den Dingen hier in der Umgebung vertraut sind, sagte man uns.«

Oliveiro wiegte den Kopf. »Es kommt darauf an, was Sie damit meinen.«

»Das ist nicht einfach zu sagen«, gab Bill zu.

»Versuchen Sie es.«

Der Reporter dachte nach, während ich mich auf Oliveiro konzentrierte und der Meinung war, daß er genau wußte, welches Thema wir anschneiden würden. Das Auftreten dieses rätselhaften Wesens mußte einen Grund gehabt haben, der tief in dieser Umgebung verborgen lag.

Bill war ehrlich. Er legte dem Pfarrer dar, was ihm und dem Hausmeister widerfahren war, und der Geistliche hörte ruhig und konzentriert zu. Er unterbrach meinen Freund mit keiner Frage. Sein Blick war dabei auf die eigenen Hände gerichtet, deren Fingerkuppen sich berührten.

Er zeigte auch keine Verwunderung, als er hörte, welch einen weiten Weg ich hinter mir hatte, und als Bill seinen Bericht beendet hatte, da lächelte er. Seine Antwort allerdings ließ auf sich warten, was Bill gar nicht so gefiel, denn er sagte plötzlich: »Was ist denn Ihre Meinung, Senor Oliveiro?«

»Was denken Sie denn?«

»Keine Ahnung.«

»Soll ich Sie auslachen?«

»Das liegt an Ihnen.«

»Richtig, Senor Conolly, sehr richtig. Aber ich werde Sie nicht auslachen.«

»Heißt das, daß Sie mit uns einer Meinung sind?«

Oliveiro nickte bedächtig. »Ja, das heißt es. Ich bin mit Ihnen einer Meinung. Und wenn Sie von einem weiblichen Wesen mit einem verzerrten Kopf oder Gesicht gesprochen haben, dann darf ich Ihnen sagen, daß es nicht allein ist. Zu ihm gehören noch zwei weitere

Wesen, ein Mann und noch eine Frau, allerdings jünger als die erste.«
»Sie kennen die drei?« fragte ich.
»Ich habe sie gesehen.«
»Und weiter?«
Der Pfarrer hob die Schultern. »Ich habe mich auch damit abgefunden daß sie existieren.«
Das wollte mir nicht in den Kopf. »Und Sie haben sich nie gefragt, woher diese Geschöpfe gekommen sind, wie sie entstanden?«
Oliveiro nahm einen Schluck. »Das ist schwer zu sagen. Ich habe sie zunächst akzeptiert. Sie haben mir bisher nichts getan, und ich habe natürlich nachgedacht, was sie zu bedeuten haben, und mir ist dabei der Begriff Rache in den Sinn gekommen.«
»Akzeptiert«, sagte ich. »Aber Rache an wem?«
»An den Menschen vielleicht?«
»Gut«, meinte Bill, der schon länger in der Gegend war als ich.
»Da kann ich Ihnen zustimmen, Senor Oliveiro, sehr sogar, denn wenn ich mich umschaue, dann muß ich feststellen, daß die Menschen hier die Natur vergewaltigt haben und sich die Müllberge ausbreiten wie verdammte Pestbeulen.«
»So kann man es nennen. Die Pestbeulen haben die Natur zerstört, und sie wachsen weiter und weiter. Es ist zum Verfluchen, aber was nutzt uns das alles. Man hat auf irgendwelche Warnungen nicht gehört, man nahm oder wollte keine Anzeichen wahrnehmen, und das hat sich nun fürchterlich gerächt. Da hat sich etwas gebildet, da ist dann etwas zurückgekommen, um abzurechnen.«
»Diese drei Wesen also.«
»Genau.«
»Wie konnten sie entstehen?« fragte Bill weiter. »Sind sie nicht zuvor Menschen gewesen?«
»Davon gehe ich aus.«
»Und dann?«
»Sie waren tot«, sagte ich.
Der Geistliche zögerte mit der Antwort. Er schaute für einen Moment ins Leere. »Würden Sie denn akzeptieren, daß Tote plötzlich wieder zurückkehren?«
»In diesem Fall schon, denn Sie selbst haben ja von einer Rache gesprochen. Sie werden sich rächen. Sie werden sich an den Menschen rächen oder an denjenigen, die gewisse Dinge zu verantworten haben. Die möglicherweise auch ihren Tod auf dem Gewissen haben, und das hat die anderen nicht ruhen lassen.«
»Sprechen Sie von einer Ermordung der Menschen?«
Er wiegte den Kopf. »Ich weiß es nicht, wie sie umgekommen sind. Nicht nur unser kleiner Friedhof hier beherbergt Gräber. Es gibt auch noch andere Orte.«

»Wo? In der Nähe?«
»Sie können sie sehen.«
Bill hatte die Idee. »Sprechen Sie von den wilden Müllkippen?«
Der Pfarrer nickte bedächtig. »Ja, davon rede ich. Diese Kippen sind unser Fluch. Sie enthalten ein mörderisches Gift und zugleich eine unheimliche Kraft und Macht. Dort hat sich etwas Schreckliches geformt; das nun Rache nehmen will. Aber das ist nur der eine Teil oder die andere Seite.«
»Es gibt noch etwas?« wunderte sich mein Freund.
»Ja, und lassen Sie mich bei der Rache bleiben. Aber es ist eine Rache die man entweder akzeptiert oder darüber lacht. Ich gehe davon aus, daß Sie die Rache akzeptieren.«
»Das denken wir auch.«
»Hören Sie bitte zu.« Er runzelte die Stirn und räusperte sich. »Wir sitzen hier, und wenn Sie aus den Fenstern schauen, dann sehen Sie entweder den Friedhof oder die Müllkippen im Hintergrund. Daneben sehen Sie zwei hohe Häuser, in denen die Menschen zusammengepfercht hausen. Aber dazwischen gibt es ebenfalls etwas, das sehr wichtig ist und von den meisten Menschen eigentlich schon vergessen wurde. Etwas, das uns nicht gehört«, sagte er und wirkte dabei nachdenklich. »Etwas, mit dem wir pfleglich umgehen sollten, was wir aber nicht getan haben. Im Gegenteil, wir Menschen haben die Natur regelrecht vergewaltigt. Wir haben ihren Platz eingenommen. Wir haben sie nicht gefragt, als wir bauten. Wir sind die Herren, aber wir haben uns schändlich benommen, wie Eroberer, und dies wird sich rächen oder ist schon dabei, sich zu rächen.«
»Könnten Sie da genauer werden, Senor Oliveiro?« fragte ich.
»Gerne, denn ich schätze Sie beide als vernünftige Menschen. Ich habe mal versucht, mit Stadtpolitikern über diese Problem zu reden, habe aber eine Abfuhr erhalten. Nun sind Sie hier und hören mir zu, das ist gut. Die Natur hat man zurückgedrängt. Früher war hier alles voller Wald. Die Menschen aber haben ihn gerodet. Sie räumten mit ihren monströsen Maschinen ab. Sie nahmen auf Fauna und Flora keine Rücksicht. Sie töteten, was es zu töten gab, und sie hörten auch auf keine Warnungen, denn es gab Menschen, die warnten, doch auf die hörte man ja nicht. Sie machten weiter mit ihren Rodungen. Auf nichts nahm man Rücksicht, selbst auf Menschenleben nicht.«
»Gab es denn Tote?« fragte Bill.
»Sicher, es gab Tote. Wie nennt man das, wenn Menschen bei irgendwelchen Bauvorhaben ihr Leben Verlieren? Unglücksfälle. Man spricht von Unglücksfällen, und bei dieser Arbeit hat es drei Unglücksfälle gegeben.«
»Moment mal!« mischte ich mich ein. »Das wissen Sie nicht genau?«
»Richtig. Die Menschen wurden vermißt. Wie im Krieg. Als sie nicht

mehr zurückkehrten, galten sie als vermißt. Bei den Rodungen ist vieles passiert, und man hat vieles unter den Teppich gekehrt, von allen Dingen die drei Toten.«

»Die aber gar nicht so sind«, meinte ich.

Der Pfarrer schaute mich mit gerunzelter Stirn an. »Das haben Sie gesagt, und Sie haben sicherlich noch einen Schritt weitergedacht, nehme ich an.«

»Ja, an die drei Rückkehrer.«

»Genau.«

»Sind es die drei Vermißten?«

Oliveiro hob die Schultern. »Ich habe die drei Vermißten nicht gekannt, wirklich nicht. Ich muß mich da auf die Aussagen anderer verlassen, aber ich glaube fest daran, daß diese Toten gar nicht so tot sind, wie man angenommen hat. Daß sie zurückkehrten, um sich zu rächen. Sie sind die Rache, Senores.« Er legte eine Pause ein, um unsere Reaktionen abzuwarten.

Bill und ich schauten uns an. Während mein Freund nickte, legte ich die Stirn in Falten und sagte dann: »Die Rache?«

»So sehe ich es.«

»Das ist akzeptiert.«

»Oh.« Oliveiro wunderte sich. »Auch von Ihnen, Senor Conolly?«

»Ebenfalls«, erwiderte Bill lächelnd. »Ich muß es akzeptieren, denn John ist der Fachmann.«

»Und weiter, Senor Sinclair?«

»Wenn wir davon ausgehen, daß alles stimmt, was Sie erwähnt haben, dann bleibt trotzdem noch eine wesentliche Frage offen.«

Oliveiros Augen blitzten. »Welche?«

»Alles hat seinen Grund, sein Motiv. Nichts geschieht einfach nur so. Daß diese drei Toten auf ihre Weise zurückgekehrt sind, das kann ich unterstreichen. Aber was ist das wirkliche Motiv? Wo liegt es? Wer hat sie zu dem gemacht, was sie jetzt sind?«

Oliveiro schaute mich an. »Darüber habe ich nicht nachgedacht, Senor Sinclair.«

»Das sollten Sie aber.«

»Ja, Sie haben recht. In ihrer Lage kann ich das auch verstehen, aber ich befinde mich in einer anderen. Ich bin derjenige, der versucht, so etwas wie eine Insel des Lichts in dieser Schattenwelt zu bilden. Das hört sich vielleicht übertrieben an, aber es stimmt letztendlich. Nur muß ich leider zugeben, daß diese Insel nicht sehr hell strahlt oder leuchtet. Ich habe alles versucht, aber die Dunkelheit um mich herum ist einfach stärker. Ich denke daran, einen Kompromiß zu finden. Die Menschen sollen letztendlich nicht den Glauben an Gott verlieren, aber es ist schwer, Senores, so verflucht schwer, und ich komme damit nicht zurecht. Die Menschen hier in Manila sind dem Taufschein nach

zwar katholisch, aber es ist nicht der Katholizismus, den Sie aus Europa kennen. Hier verwischen sich Glaube und Aberglaube, so daß ich hier einen Tanz auf dem Drahtseil als Geistlicher durchführe, denn ich muß beides miteinander verbinden. Ich kann ihnen die alten Götter nicht nehmen, den alten Zauber, den sie kennen, das ist einfach nicht möglich, und so läuft beides nebeneinander her. Jetzt komme ich wieder auf Ihr Motiv zurück, Senor Sinclair. Kann es in diesem Aberglauben liegen?«

»Auch.«

»Und weiter?«

»Sie haben von der Rache der Natur gesprochen…«

Oliveiro nickte und schaute mich starr an. Er ahnte, daß er möglicherweise etwas Neues erfuhr, und den Gefallen tat ich ihm auch.

»Die Rache der Natur oder die Rache der Naturgötter, das können wir zunächst einmal festhalten. Es gibt sie, ich weiß es. Bill Conolly weiß es auch, denn wir haben uns nicht erst einmal mit ihnen auseinandersetzen müssen. Naturgötter oder Naturdämonen. Ich will da keine Grenze ziehen, weil sie fließend ist, aber sie haben nicht so unrecht. Die Natur läßt sich nicht alles gefallen. Irgendwo ist Schluß. Ob sich das nun in gewaltigen Tornados äußert, in Flutwellen, in Erdbeben, in Erdrutschen, das ist egal, und das ist auch nur die eine, die natürliche Seite. Aber es gibt noch eine zweite, eine metaphysische, und ich denke, daß wir es hier in diesem Fall auch damit zu tun haben.«

»Rache der Dämonen?«

»Oder eines Dämons.«

Der Pfarrer lehnte sich zurück. Er war still geworden, und deshalb hörten wir das Knarren des Holzes. Er räusperte sich und verdrehte dabei die Augen, so daß er die Decke betrachtete. Aber von dort erhielt er auch keine Antwort, die mußte er sich schon selbst geben.

Bill und ich schwiegen ebenfalls. Wir sollten Oliveiro Gelegenheit geben, über die Dinge nachzudenken. Die Luft im Raum hatte sich irgendwie verändert. Meiner Ansicht nach roch sie säuerlich, als trieben von den Müllkippen säurehaltige Schwaden herbei.

Ich stand auf, weil mir die Hose an den Beinen klebte. Ich zog den Stoff weg und ging zu einem der Fenster hin, um hinauszuschauen.

Mein Blick glitt den Müllhalden entgegen, die von einer dünnen Rauchwolke überdeckt wurden, die sich wie das Dach eines Pilzes ausbreitete.

Die Sonne stand nicht mehr so hoch am Himmel. Sie leuchtete orangerot und würde bald untergehen. Aus einer gewissen Ferne hörte ich den Klang irgendwelcher Stimmen, ohne herausfinden zu können, was die Menschen sagten.

Ich drehte mich wieder um. Oliveiro hatte mich beobachtet und blickte mich jetzt an. »Ich habe gerade Ihrem Freund zugeflüstert, daß es kaum zu fassen ist, was Sie mir gesagt haben.«

»Stimmt.« Ich hob die Schultern. »Aber wir sind hier, um über Lösungen zu diskutieren. Für mich ist das eine.«

Ich rückte den Stuhl zurecht und setzte mich wieder.

Oliveiro spielte mit einem dünnen Bleistift. »Tja«, murmelte er und strich sein kurzärmeliges Hemd glatt. »Ich selbst weiß keine andere Lösung, obwohl es mir schwerfällt, diesen Aberglauben zu akzeptieren. Aber das ist wohl in dieser Welt so, wo die Technik angeblich herrscht und die Menschen die alten Gesetze vergessen haben.«

»Richtig, Senor.«

»Was wollen Sie tun?«

Diesmal redete Bill. »Wir müssen diese drei Wesen finden, damit sie uns den Weg zurück zeigen.«

»Zur Basis, nehme ich an.«

Bill nickte. »Zu dem oder zu den Dingen, die dahinter stehen. Durch die alles geschehen ist. Es gibt einen Verursacher, Senor. Davon müssen wir ausgehen.«

»Den Sie aber nicht kennen.«

»Sie auch nicht.«

»Ja, leider.« Er schaute sinnend auf eines der Fenster. »Es wird bald dämmern«, sagte er. »Dann folgt die Nacht, und ich kann mir nicht helfen, aber sie könnte gefährlich werden.«

»Durchaus möglich.«

»Ich habe eine Frage, Senor. Kann ich vielleicht bei Ihnen bleiben und miterleben, ob diese Theorie auch in die Praxis umgesetzt worden ist?«

Bill gab eine lachende Antwort. »Aber das ist doch selbstverständlich, darum bitten wir. Wir sind zu Ihnen gekommen, weil Sie sich am besten hier auskennen, Senor. Sie sind der Mann, der die Bewohner kennt. Sie haben die Insel bauen wollen, deshalb tun Sie uns den Gefallen. Lassen Sie uns daran teilhaben!«

»Gut.«

»Wie gehen wir vor?«

Der Pfarrer überlegte. Während er noch nachdachte, passierte etwas anderes.

Wir drei hörten ein Geräusch, das von drei verschiedenen Stellen zugleich aufklang.

Ein hohes, leicht schrilles Singen.

Wir wußten Bescheid.

Sie waren da!

***

Pepe Marcas war gerannt wie selten zuvor in diesem verdammten und verfluchten Bau. Zum Glück kannte er sich aus, und zum Glück befand sich das Fenster in der di itten Etage, so daß er nicht zu weit hochlaufen mußte. Trotzdem war er schweißnaß, und wenn er den Kopf schüttelte, flogen die Schweißperlen.

Er kannte sich aus. Er wußte, welche Tür er aufstoßen mußte, und er hoffte, daß sie nicht abgeschlossen war. Wenn ja, war es auch nicht so schlimm, denn er besaß einen Generalschlüssel, der ihm die normalen Wohnungstüren öffnete.

Der Schlag auf die Klinke war von einem wilden Keuchen begleitet. Sie bewegte sich leicht, als wäre sie nicht mehr in Ordnung, er konnte die Tür aufstoßen und hinein in die Wohnung stürmen, die leer war, denn die Bewohner hatte die Sauna zwischen den vier Wänden verlassen. Es roch nach alten Kinderwindeln und abgestandenem Essen. Die Luft stand wie eine unsichtbare Wand, und als er den Griff des Fensters nach unten drückte, da klemmte das Ding. So mußte Pepe zweimal ziehen, um das Fenster öffnen zu können.

Er starrte hinaus, er hörte das heftige Atmen dicht unterhalb der äußeren Fensterbank, senkte den Blick und nahm erst jetzt so richtig wahr, was geschehen war.

Die blonde Frau hing im Geflecht eines aus der Hauswand hervorgewachsenen Strauchs.

Es wollte ihm zunächst nicht in den Kopf, was er mit eigenen Augen sah. Aber es stimmte. Die Fremde war aus dem Fenster gekippt und drei Etagen tiefer aufgefangen worden.

Sie lag halb auf der Seite und halb auf dem Rücken. Dabei starrte sie zu ihm hoch, und ihr Gesicht war vor Furcht gezeichnet, weil sie in ihm zunächst einen Feind sah.

Die Pflanzen hatten sich aus der Hauswand hervorgedrängt und sich unter den Körper geschoben. Sie lag auf den Armen wie auf einem Bett, und sie wollte auch reden, aber nur der Mund zitterte.

Um die Fremde fassen zu können, mußte sich Pepe Marcas vorbeugen. Er selbst durfte nicht die Nerven verlieren. »Behalte die Ruhe!« sprach er schnell. »Rühr dich nicht. Auf keinen Fall darfst du dich falsch bewegen. Wir werden es gemeinsam schaffen.« Er redete auch, um sich selbst zu beruhigen, dann beugte er sich nach vorn und streckte gleichzeitig die Arme aus. »Jetzt komm!«

Die Fremde bewegte sich noch nicht.

»Mach schon!«

In Ludmillas Augen schimmerte noch immer die Furcht. Sie war durcheinander und hatte selbst noch nicht realisiert, was mit ihr passiert war. Das würde viel später erfolgen, wenn sie es schaffte, über das Erlebte nachzudenken.

Sie sah die Hände auf sich zukommen und erkannte auch, daß sich

die Finger bewegten. Sie gaben ihr das Zeichen, sich ebenfalls zu bewegen und zuzugreifen.

Es geschah unter gewissen Qualen, denn sie fürchtete sich davor, daß die Pflanzenarme durch die Bewegungen reißen würden, obwohl dies Unsinn war, denn sie war schließlich auch von ihnen aufgefangen worden.

»Komm, mach…«

Ludmilla hatte keine Wahl. Sie bewegte sich, und sie hob dabei ihre Arme an. Daß sie zitterte, konnte sie nicht vermeiden, es gehörte einfach dazu. Als ihre Hände die des fremden Helfers berührten, da entdeckte sie das verzerrte Lächeln auf dem Gesicht des Mannes.

Er umklammerte mit seinen starken Fingern ihre Handgelenke, und plötzlich fühlte sich die junge Russin sicher.

»Es wird klappen, wir schaffen es…« Die weiteren Worte des Helfers gingen unter im Keuchen, denn mit einer letzten, aber sehr kräftigen Bewegung hatte er die Frau in die Höhe gezerrt, und keine Pflanzenarme klebten an ihrem Körper.

Sie wurde über den äußeren Rand der Fensterbank hinweggezogen und tauchte zuerst mit dem Kopf in die stickige Luft des Zimmers ein. Dann zog der Mann sie weiter. Ludmilla kippte nach vorn, schlug aber nicht mit dem Kopf gegen den Boden, denn Pepe fing sie auf.

Er schleppte die zitternde Person zu einer alten Liege, wo er sie hinbettete. »Es ist vorbei«, sagte er. »Es ist alles wieder gut. Du hast es geschafft.«

Ludmilla konnte nicht reden. Sie lag auf dem Rücken und zitterte so stark, als wäre sie von einem gewaltigen Schüttelfrost erwischt worden. Ihre Zähne schlugen aufeinander, der Blick der Augen war starr, als hätte sie den Tod gesehen.

Pepe Marcas war noch einmal zurück zum Fenster gegangen. Bevor er es schloß, beugte er sich nach draußen, um das Phänomen genauer unter die Lupe zu nehmen.

Er hatte sich nicht geirrt. Aus der Hauswand wuchsen die fettiggrünen, aber auch leicht bräunlich schimmernden Pflanzenarme. Es waren vier oder fünf, die Ähnlichkeit mit Schlangen aufwiesen, wobei sich zwei von ihnen zusammengerollt hatten.

Pepe schaute sich nicht nur die unmittelbare Umgebung an, er wollte auch andere Stellen der Hauswand unter Kontrolle nehmen und stellte fest, daß nicht nur unter dem Fenster die Natur aus der Hauswand wuchs. Auch weiter unten sowie rechts und links war dieses Phänomen zu sehen, und als er den Kopf drehte und in die Höhe schaute, da entdeckte er ebenfalls dunkle Flecken.

Er zog sich wieder zurück und atmete tief durch. Was hier passiert war, konnte er durch eine logische Gedankenfolge nicht nachvollziehen. Das war einfach schlimm, das war – Himmel, darüber

mußte er zunächst einmal nachdenken!
Die Pflanzen hatten das Haus übernommen. Sie waren zurückgekehrt, heimlich, auf einem Weg, den kein Mensch hatte verfolgen können. Dann waren sie in das Haus eingedrungen. Von unten her hatten sie das Mauerwerk durchstoßen und sich in seinem Innern immer höher gearbeitet, bis der Punkt erreicht war, wo sie sich endlich zeigen wollten.
Nun war es soweit.
Auch Pepe zitterte, als er das Fenster schloß. Er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Wenn die anderen Bewohner dieses Phänomen entdeckten, würden sie zu ihm kommen, denn er war der Hausmeister und letztendlich für gewisse Dinge verantwortlich. Sie würden ihm die entsprechenden Fragen stellen, und er würde sich die Antworten einfallen lassen müssen, die die Menschen Zufriedenheiten.
Das war schlimm…
Damit war er überfordert. Da konnte er nicht mithalten, und er fluchte innerlich über diesen Reporter, der versprochen hatte, zurückzukehren, sich bisher aber noch nicht wieder hatte blicken lassen. Er war einfach zu feige gewesen, und er hatte auch seinen Freund aus London noch nicht präsentiert.
»Danke – danke…« Er hörte die schwache Stimme der jungen Frau und ging zu ihr.
So bleich wie eine Wachsleiche lag sie auf dem Bett. Die Augen groß und rund. Die Furcht schimmerte darin, ihre Lippen bewegten sich zitternd. Tränen hatten Spuren auf ihrem Gesicht hinterlassen.
Fepe wußte, daß sie nicht zu den Bewohnern zählte, aber er hatte gesehen, aus welch einem Fenster sie gefallen war.
In dieser Wohnung hausten die beiden brutalen Hundesöhne, die sich Mädchen und Frauen holten, gefügig machten, um sie dann an irgendwelche Clubs oder Bordelle zu verkaufen. Noch waren die beiden nicht da, noch hatten sie nicht bemerkt, daß ihnen das Opfer entwischt war, und Pepe wollte nicht, daß die junge Russin noch einmal in ihre Fänge geriet. Dieses Problem kam zu dem anderen noch hinzu. Er dachte über eine Möglichkeit nach, die Frau zu verstecken, während er ihre Hände hielt, was der Blonden sichtlich guttat.
»Wie heißt du!« fragte er.
»Ludmilla.«
»Man hat dich entführt, nicht?«
»Ja.«
»Susa und Chicon?«
Sie deutete ein Nicken an und fing wieder an zu weinen, weil er die Namen erwähnt hatte.
»Es sind Schweine!« flüsterte er Ludmilla zu. »Ich weiß das. Aber du kannst dich auf mich verlassen. Ich heiße übrigens Pepe, und ich

werde dich zu meiner Frau Vicenca nach unten bringen. In unserer Wohnung bist du erst mal in Sicherheit.«

»Ja, danke…«

»Kannst du aufstehen?«

»Ich muß ja.«

»Dann komm. Keine Sorge, ich helfe dir auf die Beine.« Er dachte wieder an die Kerle und flüsterte: »Diese Schweine, diese verdammten Schweine und Hundesöhne! Man sollte ihnen die Köpfe von den Körpern schneiden und sie vermodern lassen.«

Ludmilla hatte zugehört, aber nicht reagiert. Sie ließ sich noch in eine sitzende Haltung ziehen, wo sie ihren Kopf bewegte und sich ängstlich umschaute, aber eine Gefahr sah sie nicht.

»Alles gut?«

»Geht so…«

Pepe streckte ihr wieder die Hände entgegen. »Komm, ich bringe dich nach unten. Es ist nicht weit, wirklich nicht.«

»Danke, Pepe. Ich weiß nicht, womit ich das verdient habe.«

»Das will ich dir sagen. Nicht alle Menschen, die du hier triffst, sind schlecht. Es gibt auch welche, die anders denken und helfen wollen. Na ja, ich mag diese beiden menschlichen Schweine auch nicht, kann ihnen aber das nicht so sagen, denn sie sind einfach zu gewalttätig und würden mich töten.«

»O ja!« brachte Ludmilla hervor. »Sie sind gewalttätig. Sie haben mich fertiggemacht, gedemütigt. Sie haben mich entehrt. Ich – hinter mir liegt eine Hölle.«

Pepe schaute Ludmilla prüfend an. »Geschlagen haben sie dich aber nicht – oder?«

»Nein. Oder nicht so, daß man es sieht. Ich habe mich auch gefügt. Außerdem können Sie keine Frau verkaufen, deren Gesicht durch Schrammen und Wunden entstellt ist.«

»Da hast du recht.« Pepe ließ sie los und ging zur Tür. »Warte noch, ich werde schauen, ob die Luft rein ist.«

»Und dann?«

»Gehen wir so rasch wie möglich nach unten zu mir.«

»Ja.«

Pepe brachte es fertig, sie zu beruhigen, obwohl er selbst ziemlich nervös war. »Wenn es dunkel ist, verschwinden wir.«

»Gut.«

Er hatte die Tür geöffnet und schaute vorsichtig in den Gang. Er bewegte dabei seinen Kopf, drehte sich, winkte Ludmilla zu, die sich auf die Tür zubewegte. Sie ging mit sehr kleinen, auch leicht schwankenden Schritten, in ihren Augen flackerte es, denn noch immer hatte sie die Furcht nicht überwunden.

Pepe zog sie aus der Wohnung. Im Flur war es halbdunkel. Die

Wände schienen aufeinander zuzukriechen und dabei einen unheimlichen Tunnel zu bilden.

Pepe ging mit seinem Schützling auf das Treppenhaus zu, das leider besetzt war, denn sie hörten die Stimmen, die zu ihnen hochschallten. Er konnte nicht vermeiden, daß sie gesehen wurden, aber er hatte sich vorgenommen, auf irgendwelche Fragen keine Antworten zu geben. Da mußten sie einfach durch.

Während er die Hand der jungen Russin umfaßt hielt, schaute er sich auch die Wände an. Er mißtraute jetzt allem und jedem, denn er konnte sich vorstellen, daß die Kraft der Pflanzen es schaffte, auch von innen her die Wände aufzudrücken.

Noch war dies nicht geschehen. Zumindest sah er keine Spuren, die darauf hingedeutet hätten. Es gab keine Löcher, aus denen die Pflanzen wuchsen.

Bevor sie die Treppe in Angriff nahmen, schaute er in den Schacht hinein. Über das rostige Geländer unter ihm wanderten manch schmutzige Kinderhände tappend hinweg.

»Können wir?«

»Ja.«

Ludmilla vertraute sich Pepe völlig an. Sie war auch froh, daß sie die Sprache so beherrschte, um sich einigermaßen verständigen zu können. Pepe ließ Ludmilla am Geländer hergehen. Er selbst hielt sich links von ihr, so konnte sie den Handlauf als Stütze benutzen.

Nicht nur Kinder kamen ihnen entgegen. Auch zwei Frauen, dann ein Mann, der einen Betrunkenen hochschleppte und über den schweren Körper fluchte.

Er glotzte die junge Frau an, die sich unter dem Blick duckte. Bevor er noch etwas sagen konnte, hatte Pepe die Russin bereits weitergezogen.

Das Treppenhaus bestand aus Dreck. Zumindest konnte ein Fremder den Eindruck haben. Da brauchte er nur einen Blick auf die verschmierten Stufen zu werfen, an denen die Sohlen bald festklebten.

Auch der Handlauf war verschmiert; die Wände ebenfalls, denn dort hatten Künstler oder solche, die sich dafür hielten, ihre Spuren hinterlassen, zumeist in obszönen Worten und Reimen. Die entsprechenden Bilder hatten sie noch zusätzlich daneben geschmiert.

»Wir schaffen es!« machte Pepe ihr Mut, als sie nur noch eine Etage vor sich hatten. »Du wirst es sehen, wir schaffen es. Wir kriegen das hin, verlaß dich drauf.«

Ludmilla nickte ihm zu. Ihr Hals saß zu, deshalb konnte sie nicht sprechen.

Endlich hatten sie ihr Ziel erreicht. Ludmilla hatte nicht auf ihre billige Armbanduhr geschaut, aber es war ihr vorgekommen wie eine halbe Ewigkeit.

»Wunderbar«, flüsterte Pepe. »Das ist wirklich super.« Zum erstenmal strahlte er sie an. »Ich will nicht behaupten, daß ich es geschafft habe, aber wir stehen dicht davor.«

»Das glaube ich auch.«

Sie liefen jetzt schneller. Ludmilla hatte Mühe, dem Mann zu folgen, dem sie so unendlich dankbar war. Sie sehnte sich die Dunkelheit herbei, wo sie dann verschwinden konnte.

Pepes Wohnung lag nicht weit von der Eingangstür entfernt, denn er mußte alles im Blick haben. Er klopfte nicht an, sondern stieß die Tür nach innen, schob Ludmilla als erste in die Wohnung, folgte ihr dicht auf dem Fuß und drückte die Tür sofort wieder zu.

»Da wären wir!«

Ludmilla nickte. Sie hätte am liebsten geheult. Mit feuchten Augen schaute sie sich um und stellte fest, daß sie allein waren. Von Vicenca sahen sie nichts, aber sie hörten die Frau. Sie mußte sich hinter dem Vorhang aufhalten, der die Wohnung teilte.

Pepe wollte schon nach ihr rufen, als Vicenca erschien. Sie wollte etwas sagen, aber die Worte blieben ihr in der Kehle stecken, als sie die fremde Frau sah.

Schweigend schaute sie Ludmilla an, die sich unter dem Blick nicht eben wohl fühlte. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis sie eine Frage stellte. »Wer ist das denn?«

»Ein Gast.«

»Wo – woher?«

Pepe winkte mit beiden Händen ab. »Setz dich, Vicenca, und hör mir zu. Es ist eine lange Geschichte.«

»Ja, wenn du meinst.«

Sie fanden zu dritt an dem schmalen Tisch Platz, und Pepe bat darum, von seiner Frau nicht unterbrochen zu werden, während er einen Bericht abgab. Er redete schnell, er überschlug einiges, aber das Wesentliche teilte er seiner Frau schon mit, die all das kaum begreifen konnte. Sie schaute Ludmilla an, hatte die linke Hand dabei erhoben und gegen ihren Mund gedrückt, so daß die keine Frage stellen konnte.

»Jetzt weißt du alles«, sagte Pepe, als er mit einem Taschentuch sein Gesicht abtrocknete, »und glaube mir, Vicenca, ich habe nichts erfunden. Kein Wort davon ist gelogen.«

Die Frau wartete noch mit einer Antwort. Dann erwiderte sie, was Pepe überraschte: »Ich glaube dir. Ich glaube dir wirklich. Das kann man einfach nicht erfinden.«

»Hä – du akzeptierst es?«

»Klar.«

»Wie ist das möglich?«

»Das will ich dir sagen«, gab sie flüsternd zurück und schaute dabei

ins Leere, »denn auch hier ist etwas passiert.«
»Was denn?«
Vicenca sagte zunächst nichts. Sie schaute ihren Mann an. Von Ludmilla nahm sie keine Kenntnis, nur Pepe war wichtig. Dann flüsterte sie: »Du hast es mir erzählt, daß Ludmilla so wundersam gerettet wurde. Und du hast dich gewundert, weil ich nicht nachfragte, aber das hat seinen Grund, Pepe.«
»Sag schon!«
»Ich habe die Pflanzen auch gesehen, aber nicht außen an der Wand, sondern im Haus.«
»Ach – hier?«
»Wo genau?«
»Schau auf die Wand und auf den Boden.« Sie deutete an zwei verschiedene Stellen, und Pepe Marcas bewegte seinen Kopf, als wäre dieser mit einem Band verbunden.
Seine Augen weiteten sich. Kalt rieselte es seinen Rücken hinab.
Die Wärme hatte er vergessen, denn alles war ganz anders geworden. Bisher hatte er sich in seiner Wohnung sicher gefühlt, nun aber mußte er mit eigenen Augen sehen, daß sich die Natur auch für ihn interessierte. Nicht nur aus der Wand schaute der Stiel mit den Blättern, ein anderer hatte auch den Boden aufgedrückt und wuchs wie eine kleine grüne Blume in den Raum hinein.
Pepe Marcas fror plötzlich stärker…

***

Susa und Chicon hatten das Haus verlassen und waren zu Fuß zu einer Kneipe gegangen, die nicht mehr war als eine Bretterbude, wo der Besitzer aber ein kleines Vermögen machte, denn zu ihm kamen auch die Müllmänner und soffen sich den widerlichen Geschmack aus der Kehle.
Das wollten Susa und Chicon zwar nicht. Sie hatten einfach nur Durst und tranken deshalb Bier. Auf Schnaps verzichteten sie.
Sie stießen mit den Flaschen an. Obwohl sie dicht beisammen standen, wallte der Rauch zwischen ihnen wie eine klobige Wand, und sie konnten sich kaum erkennen. Über ihnen kreiste ein flügellahmer Ventilator, das Geräusch der zahlreichen Stimmen umgab sie wie ein akustisches Meer, und sie selbst mußten schon sehr laut sprechen, um sich verständigen zu können. Es war ihnen zu laut, deshalb gingen sie auch nach draußen, wo andere Gäste auf Kisten und Fässern hockten, tranken, rauchten und sich unterhielten.
Hin und wieder warf jemand einen besorgten Blick zum Himmel, der allmählich eindunkelte, was keine natürliche Ursache hatte, denn die Dämmerung würde erst noch einsetzen. Dort oben braute sich einfach ein Unwetter zusammen.

»Ist die kleine Russin wirklich reif!« fragte Susa.
»Und wie.«
»Was wird sie bringen?«
»Mehr als drei Einheimische.«
»Meinst du?«
»Immer doch.«
»Sollen wir sie nicht schon jetzt wegschaffen?«
Chicon schüttelte den Kopf. »Nein, laß uns noch warten. Die Dämmerung ist besser. Ich möchte, daß man uns so wenig wie möglich mit ihr zusammen sieht. Du weißt selbst, daß es Probleme geben kann, wenn Ausländerinnen verschwinden.«
»Ja, das ist möglich.«
Sie stießen wieder an und sprachen darüber, daß mit Ludmilla erst der Anfang gemacht worden war. Es kamen immer mehr alleinreisende Touristen in das Land, auch Frauen, und darunter war mach heißer Feger, der viel Geld brachte.
Sie tranken leer. Susa schlug auf seinen Oberschenkel. »Hauen wir ab?«
»Okay.«
Die Flaschen warfen sie in einen Karton zu den anderen. Grußlos zogen sie sich zurück, worüber die anderen Zecher froh waren, denn diese beiden Typen verbreiteten eine Aura der Gewalt.
Auch während des Trinkens hatten sie die hohen Häuser immer im Blickfeld gehabt. Sie rückten jetzt näher, und sie sahen hinter ihnen den Schatten des Dschungels, der auch sie berührte, denn beide hatten den Eindruck, daß er immer näher wuchs und damit auch bedrückender wurde.
Susa schüttelte sich. »Lange halte ich es hier nicht mehr aus. Wird Zeit, daß wir uns in eine bessere Gegend verdrücken.«
»Warum?«
»Dieser Dreck stinkt mir.«
»Aber die Tarnung ist gut.«
»Darauf scheiße ich.«
»Wir brauchen noch mehr Kohle.«
»Die kriegen wir durch neues Fleisch.«
Sie redeten über Menschen wie über eine Ware. Dies wiederum zeigte, daß sie vor nichts Respekt hatten. Beide Männer schlenderten über den staubigen Weg, schauten mal nach unten und entdeckten auch die Pflanzen, die dort wuchsen.
Chicon trat einmal kräftig dagegen. Die Pflanze federte wieder zurück, was ihm nicht paßte. Er blieb stehen und schüttelte den Kopf.
Dann bückte er sich und faßte den grünen Stiel an. Als er die Hand wieder zurückzog, waren zwei seiner Finger von einer klebrigen Masse bedeckt, und er verzog wütend das Gesicht.

»Was ist denn los?«

»Ein beschissenes Zeug!« schimpfte Chicon. Er rieb seine Finger gegeneinander. »Das Zeug brennt richtig, als hätte ich in irgendeine Säure gefaßt.«

»War aber nur eine Pflanze.«

»Tatsächlich?«

»Wieso – nicht?«

Chicon hob die Schultern. Er wußte selbst keine Antwort darauf zu geben, aber er wollte auch weiterhin den Boden beobachten, um nach irgendwelchen Pflanzen Ausschau zu halten, denn er hatte den Eindruck, als wären sie in den letzten Tagen noch nicht aus dem Boden gewachsen. Und er sah auch mehrere von ihnen, die sich aus dem Staub gedrückt hatten.

Komisch…

Beide gingen weiter. Die Luft war heute besonders widerlich. Sie roch sauer, und es gab auch keinen Wind, der etwas Frische gebracht hätte.

Beide betraten zugleich das Haus. Bevor sie die Treppen hochgingen, fluchten sie. Ihre Laune war entsprechend tief gesunken. Wer ihnen im Weg saß, der sah zu, daß er zur Seite kam, um nur nicht mit einem Tritt weggeschleudert zu werden. Da kannten Susa und Chicon kein Pardon.

Endlich hatten sie es geschafft und ihre Etage erreicht. Sie gingen den Gang entlang. Susa holte den Schlüssel hervor. Ihre Tür war nicht nur verstärkt, sondern zusätzlich noch mit einem Sicherheitsschloß ausgestattet worden, denn kein Nachbar sollte hineingelangen.

Susa schloß auch auf. Er grinste dabei und freute sich schon auf die blonde Russin. Er würde sich noch einmal mit ihr beschäftigen, wollte es sagen, als er den Luftzug spürte, der über sein Gesicht strich. Susa blieb stehen.

»Was ist?«

»Scheiße«, sagte er.

Chicon konnte nichts sehen, weil Susa ihm den Weg verbaute, plötzlich aber aufschrie und in den Raum hineinrannte. Er schien dabei in Flammen zu stehen, er tobte, rannte zum Fenster, schaute hinaus, sah aber unten keinen Körper liegen, wirbelte wieder herum und blieb mit dem Rücken zum offenen Fenster hin stehen.

Chicon hatte das Zimmer inzwischen betreten. Er sah das leere Bett, das offene Fenster, und sein Fluch war furchtbar. »Die Blonde hat sicn aus dem Fenster geworfen!« hauchte er.

Susa schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht, verdammt! Das muß nicht sein.«

»Wieso?«

»Da unten liegt sie nicht.«

»Man hat sie schon weggeschafft.«
»Nein!« keuchte Susa. »So geht das nicht. Wäre es der Fall gewesen, hätte man uns etwas gesagt. Du weißt doch, wie die Leute hier sind. Neuigkeiten sprechen sich rasch herum.«
»Ja, da kannst du recht haben.« Chicon hob die Schultern. »Und was machen wir jetzt?«
Susa spie kurzerhand auf den Boden. »Ich weiß es nicht so genau, aber ich denke, daß wir uns das Vögelchen zurückholen sollten.«
»Es hat sich versteckt.«
»Tatsächlich?«
»Ja.«
»Wo?« flüsterte Susa.
»Draußen…«
»Oder im Haus?«
»Kann auch sein.«
Beide schauten sich an und waren sich einig. »Man zittert vor uns«, flüsterte Susa. »Es mußt doch mit dem Teufel zugehen, wenn keiner dieser Idioten hier etwas gesehen hat. Wir werden einige fragen, und wir werden Antworten kriegen.« Er zog blitzschnell ein Messer hervor und ließ die Klinge aus dem Griff schnellen. »Wer nicht freiwillig reden will, den kitzeln wir an der Kehle.«
»Okay, dann laß uns beginnen!«
Mit Wut und Haß im Bauch verließen sie die Wohnung. Sie knallten die Tür wieder zu, blieben im Flur stehen und schauten sich um.
Es war niemand da, den sie hätten fragen können. So blieb ihnen nichts anderes übrig, als im Treppenhaus zu suchen.
Sie fanden zwei Frauen, die erschraken, als die Kerle auf sie zukamen.
Susa übernahm die Befragung. So sehr er sich auch anstrengte, die Frauen wußten nichts.
Er drohte ihnen Schlimmes an, wenn sich herausstellte, daß sie gelogen hatten, dann gingen sie weiter.
Auch als sie die dritte Etage erreicht hatten, waren sie nicht schlauer geworden. Auf der folgenden Treppe sahen sie einen struppigen Mann hocken, der vor sich hinbrabbelte, über Gott und die Welt fluchte, aber nicht betrunken zu sein schien.
Chicon trat ihm mit dem Fuß gegen die Schulter. Der Mann zuckte zusammen und hatte Mühe, sich zu halten.
»He, jetzt rede ich mit dir!«
Der Struppige drehte den Kopf und fragte mit müder Stimme:
»Was ist denn los?«
»Wir haben ein Problem, Amigo, und du wirst uns dabei helfen. Da sind wir sicher.«
»Was denn?«

»Es geht um eine Blonde.«

»Und?«

Chicon beugte sich vor. Er und sein Freund hielten ihre Messer in den Händen. »Die Kleine sah verdammt gut aus, und sie hat hier auch nicht gewohnt. Aber es kann sein, daß sie den Weg hier durch das Treppenhaus genommen hat. Wenn ja, dann hast du sie bestimmt gesehen – oder?«

Der Struppige hob die Schultern.

»Ja oder nein?«

»Glaube schon.«

»Ach ja?« Chicon drehte sein Messer. Die Klinge berührte den Faltenhals des Mannes. »Glauben hilft uns nichts. Du mußt es wissen, Amigo. Und wenn du es nicht mehr weißt, können die Köter bald hier im Treppenhaus dein Blut auflecken.«

Der Struppige hatte Angst bekommen. Er nickte heftig und flüsterte dann. »Die war nicht allein.«

»Gut. Wer war bei ihr?«

»Pepe Marcas.«

»Ach, der Hausmeister?«

»Richtig.«

»Und wo gingen sie hin?«

»Nach unten. Die sind von hier gekommen, glaube ich. Er hat sie jedenfalls mitgenommen.«

Susa mischte sich ein. »Hast du gehört, was die beiden miteinander gesprochen haben?«

»Nein.«

»Haben sie denn geredet?«

»Weiß ich nicht.«

Susa nickte Chicon zu. Beide grinsten. Zum Dank bekam der Struppige noch einen Tritt und die Drohung, über das Gespräch zu schweigen. Der Mann nickte nur und rieb seinen Hals.

Susa und Chicon gingen weiter. »Unser Pepe!« flüsterte Susa.

»Dieser Samariter. Seit wann steht er auf Blonde?«

Chicon leckte mit der Zunge die Messerklinge ab. »Das werden wir bald wissen, Amigo…«

»Das denke ich auch…«

ENDE des ersten Teils